

Interview: Der Sportmanager Toni Innauer über den persönlichen Sinn im Job

eco **nomy**

Unabhängiges Themenmagazin für Wirtschaft und Bildung

1. 10. 2010 | € 2,-
N° 87 | 5. Jahrgang

Postfach 92, 1013 Wien
Aboservice: abo@economy.at
GZ 052036468 W
P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien



Ungelogen. Versprochen.

Politik wird immer mehr zur austauschbaren Schauspielkunst ohne Bühnenzwang. Wahrheit und Ethik bleiben dabei auf der Strecke.

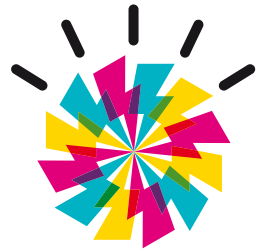
Forschung: *Korrupt – Der Politologe Herfried Münkler im Gespräch Seite 8*

Wirtschaft: *Oh du mein Österreich – Die dummen Sprüche der Politik Seite 27*

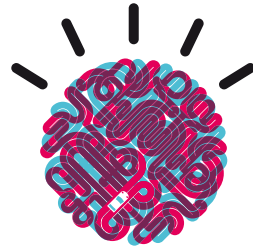
Leben: *Der Seitensprung – Von Schlampen und Betrügern Seite 39*

Dossier: *Moral – Die neuen Nester des Widerstandes ab Seite 31*

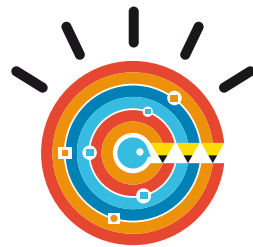




Intelligente Energieversorgungsnetze
reduzieren Ihre Stromkosten.



Intelligente Verkehrskonzepte
lösen Staus auf den Straßen.



Intelligente Schulsysteme
erhöhen den weltweiten IQ.



Intelligente medizinische Versorgung
greift ein bevor Menschen krank werden.

IBM Symposium 2010.

Energie von morgen? Verkehr von morgen? Gesundheit von morgen? Bildung von morgen?
Business von morgen schon heute.

Mehr dazu am IBM Symposium 2010

07. Oktober 2010
Messe Congress Center Wien

Gleich anmelden unter
ibm.com/at/symposium2010

Intelligente Städte für eine smartere Welt.
Schaffen wir eine smartere Welt, Stadt für Stadt.



Quickonomy

- Staat als Schicksalsgemeinschaft**.....5
Die Krisensymptome im heutigen Österreich sind Folge einer mangelnden politischen Ethik.
- Angst vorm heißen Thema**.....6-7
Der Bioethiker Ulrich Körtner zu den überfälligen Gesetzen bezüglich Präimplantationsdiagnostik.
- Die Gegen-Wirtschafts-Politik**.....26
Aktive und Couragierte werden in Wirtschaft und Gesellschaft immer noch als Gegner diffamiert..
- Insel der seligen Handaufhalter**.....29
Österreich sinkt im internationalen Korruptionsranking, die Unkultur des Gebens und Nehmens geht weiter.



- Die Ursache der Moral**..... 34
Neue wissenschaftliche Erkenntnisse über Entstehung und Entwicklung von Moral.
- Ein etwas anderer Job: Politiker** 36
Unterwegs mit einem Politprofi: Wie sieht ein Tag im Leben eines Politikers aus?
- Das Schweigen der Gierigen**..... 38
Die Omertà beherrscht auch das korruptierte Politik- und Wirtschaftsleben in Österreich.
- Von Schlampen und Betrügnern**..... 39
Seitensprung als gesellschaftliches Phänomen: Rund jede/r Zweite ging schon einmal fremd.



Kommentare

- Geben und Nehmen**..... 40
Arno Maierbrugger über die Korruptionsbereitschaft im Spannungsfeld Journalismus und Marketing.
- Kamma nix machen** 40
Alexandra Riegler über provinzielles, patschertes und selbstherrliches Denken in Österreich und der Welt.
- Skandale sind gut**..... 40
Christine Wahlmüller über das hohe Ausmaß politischer Verkommenheit und Verdrossenheit.
- Korrumpierte Eliten**..... 41
Gerhard Rainer über die kulturelle Spielart der österreichischen Politik des Wegsehens.
- Moralische Urteile** 41
Werner Ernst über die Notwendigkeit einer neuen Form von Moral in der Gesellschaft.
- Freie Wahlen** 41
Gerhard Scholz über bezirksparteipolitische Erlebnisse an einem Wahltag.

Standards

- Editorial4
- Interview8
- Special Innovation 10-25
- Notiz Block38
- Kommentare 40-41
- Letztens trafen wir42

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.,
Postfach 92, 1013 Wien

Geschäftsführender Herausgeber und Chefredakteur: Christian Czaak (cc)
Redaktion und Autoren: Ralf Dziobrowski, Margarete Endl, Michael Liebming
Arno Maierbrugger, Emanuel Riedmann, Alexandra Riegler
Gerhard Scholz, Christian Stemberger, Christine Wahlmüller
Illustrationen: Carla Müller, Kilian Kada; Titelbild: Photos.com/economy
Special Innovation: Sonja Gerstl (sog), Christian Stemberger (cst)
Produktion und Artdirektion: Tristan Rohrhofer; Lektorat: Karin Ballauff

Druckauflage: 26.682 Stück (Jahresschnitt 2009)
Druck: Wilhelm Bzoch GmbH, Hagenbrunn

Internet: www.economy.at
E-Mail: office@economy.at

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz:
Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.
Abonnement: economy.at/Newsletter



**Alle Ausgaben im
Heftarchiv auf
www.economy.at**



Werte Leser,

ab nun heißt es: werte User. Nach der nunmehr zur Gewissheit gewordenen Einstellung der gedruckten economy-Ausgabe werden unsere monatlichen Schwerpunktthemen auf economy.at publiziert. Am 29. Oktober beginnt eine intensive inhaltliche Auseinandersetzung mit den Themen Frau und Mann. Im Dezember folgt Integration und Asyl. Über unser kostenloses Abonnement des Newsletters auf economy.at lesen Sie weiterhin alle Geschichten, Reportagen, Interviews, Kommentare und Gastkommentare. Auch das monatliche „Special Innovation“ bleibt erhalten. Innovative Technologien bleiben ein spannendes Thema. Spannend ist auch Politik und Moral – und damit sind wir beim aktuellen Schwerpunkt. Von der Diskussion um die Stammzellen-Forschung über Herfried Münkler und seine umstrittenen Thesen der „Lahme Dame Demokratie“ bis zur Gegen-Wirtschafts-Politik. Von Nestern des Widerstandes bis zum niedrigen Blutdruck als Ursache der Moral. Von einem Tag mit einem Politiker über Schlampen und Betrüger beim Thema Seitensprung bis zu den Sichtweisen von Toni Innauer zur persönlichen Moral im Berufsleben. Von Erlebnissen eines Wählers am Wahltag über korrupte Eliten bis zur Frage Politik versus Moral in unseren aktuellen Gastkommentaren. Vom Nehmen und Geben im österreichischen Journalismus über die politische Provinz bis zu guten Skandalen in unseren eigenen Kommentaren. Wir wünschen informativen Lesespaß. Bleiben Sie uns bitte gewogen und auch in der elektronischen Zukunft erhalten. Wir revanchieren uns weiterhin mit unkonventionellen, objektiv kritischen und fundiert recherchierten Geschichten. Versprochen. Und die Druckmaschine bleibt auf Stand-by. Christian Czaak



Editorial**Christian Czaak**

economy ist tot, es lebe *economy.at*. Von Beamten mit Säbel. Abschließende gedruckte Worte und eine nötige unternehmerische Neuorientierung.



Was schreibt man im letzten gedruckten Editorial? Einmal, das nächste „Edi“ erscheint am 29. Oktober auf *economy.at* (siehe „Werte Leser“ vorige Seite). Wir machen ab jetzt elektrischen Journalismus. Jener elektrische Journalismus, der einen Paradigmenwechsel im Mediengeschäft verantwortet. Gerfried Sperl, Verleger von *Phönix* meinte einmal: „Der Zeitungsjournalismus hat das größte Potential um Aufklärung zu betreiben, daher sind Qualitätszeitungen auch nicht umzubringen.“

Das wird sich zeigen, die hier oftmals kritisierten medienpolitischen Entwicklungen lassen Zweifel aufkommen. Zurück zu den Reaktionen auf die Einstellung. Von „Die Zeitung ist das Papier nicht wert“ bis „Ein echter Gewinn für den Leser“ war alles dabei. Persönlich nehme ich mit: „Schade. Die Pionierarbeit – einen öffentlichen Raum für Forschung und Technologie zu schaffen – bleibt erhalten.“ Und die Bezeichnung „Publizist“ in einem internationalen Forum mit einer sachlichen Erörterung meiner kritischen Auseinandersetzung zum Islam in Österreich. Mitnehmen tue ich auch unsere Leser-Demografie: Drei Viertel der zuletzt erreichten 46.000 Personen sind unter 40 Jahren mit Hochschulabschluss oder Matura. Junge, gebildete Menschen sind mit einem gedruckten Medium zu begeistern.

Wieder zur Politik. Ein lang gedienter Spitzen-Beamter ist in die zweite Reihe getreten. Ein Spitzen-Beamter, der ohnehin immer gerne aus der zweiten Reihe agiert hat und den die Wissenschaftszene oft als „wahren Forschungsminister“ bezeichnete. Er selbst nennt sich einen „alten österreichischen Beamten mit dem Säbel im Gürtel.“ Den Säbel zieht er wenn es „politisch“ wird und nicht um die Sache geht. Forschungsmanager bescheinigen ihm eine „große Loyalität für die österreichische Wissenschafts-Community UND für seine/n jeweilige/n Minister/in.“ Beim Forum-Alpbach begrüßte ihn der Tiroler Zukunfts-Manager Harald Gohm in einer Reihe mit den MinisterInnen. Seine Minister waren Staribacher, Farnleitner, Schüssel, Bartenstein, Gehrler, Hahn und jetzt Karl. Von Gehrler erhielt er eine Auszeichnung. Eine tiefschwarze Ministerin prämiert einen tiefroten Spitzen-Beamten. All das sagt viel über sein Standing. Vor zehn Jahren präsentierte ich ihm *EconomyAustria*. Die damals schon publizierten Inhalte aus Technologie sollten um Forschungsthemen ergänzt werden. Die Präsentation war erfolgreich und bald waren alle wichtigen Forschungs-Institutionen Plattform-Partner. Die EU-Kommission nominierte *EconomyAustria* aus 162 europäischen FIT-Initiativen für die Wirtschaft als europaweites Vorzeigeprojekt.

Werter Peter Kowalski, wir sind einen weiten Weg gegangen. Wir haben dabei in der Tat Pionierarbeit geleistet und einen öffentlichen Raum für diese standortpolitisch entscheidenden Themen geschaffen. Das bleibt uns erhalten. DANKE. Danke auch an mein Team. Und danke an meine Frau Michela und an meine wunderbaren Kinder Hannah und Laurin für Rückhalt und Kraft. Und für das Vertrauen bei der nun nötigen unternehmerischen Neuorientierung. Nach 21 Jahren im Mediengeschäft geht es nun auch in Richtung Kunst. Wir starten von 30. Oktober bis 7. November 2010 bei der WIKAM, der Wiener Internationalen Kunst- und Antiquitätenmesse im Palais Ferstel. Kommen Sie. Und kaufen Sie. Es erwartet Sie wieder sinnlich bereichernde Qualität. Diesmal in gebrannter und gemalter Form. Und nicht mehr in gedruckter Form.



Foto: Photos.com

Flüchtige Skandale

Politaffären schaffen es kaum in die US-Presse.

Alexandra Riegler, USA

Wer in den USA lebt, kennt das. „Woher kommst du?“ „Österreich.“ „Wow, dort ist es ja so schön!“ Viele Amerikaner waren schon mal in Salzburg, Tirol oder sind durch Wien spaziert, die Fassaden der Häuser in der Innenstadt als eine Art Freilichtmuseum erlebend. Dann ist da noch die Trapp-Familie. Als ich 2006 bei McDonald's einen Burger bestelle („Woher kommst du?“), stimmt die Südstaatlerin hinterm Tresen „Edelweiß“ an. Sie schaut mich fragend an, wie der Text weitergeht. Ich kann ihr da auch nicht helfen. Aus Sicht vieler Nicht-Europäer ist Österreich ein besonders schöner Flecken Erde, mit eisigen Wintern (Taxifahrer aus Marokko und Nigeria), klassischer Musik, die durch die Gassen Wiens und Salzburgs wehen, dazu das Kitschbild aus „Sound of Music“. Die Kampagne der Österreichwerbung, die entspannte Menschen in unbefleckter Natur zeigt, fügt sich nahtlos ein: „Das ist Österreich.“

Angeschlagenes Image

Als auf die Flucht von Natascha Kampusch zwei Jahre später in Amstetten der Kriminalfall Fritzl folgt, donnert Alfred Gusenbauer bei einer Pressekonferenz: „Wir werden nicht zulassen, dass das ganze Land in Geiselschaft eines einzelnen Mannes ist.“ Losgetreten wurde die Imagediskussion, als Zeitungen in ganz Europa nach der Veröffentlichung erschreckender Details über die Aussagekraft der Kriminalfälle hinsichtlich der rot-weiß-roten Volksseele nachdachten. Die bri-

tische Tageszeitung *The Independent* titelte: „Angeschlagenes Österreich entschlossen, das entsetzliche Image loszuwerden.“

Die aktuellen Skandale, von Hypo bis zu den Haider-Millionen, lassen zwar Österreichern den Mund offen stehen, über die EU hinaus gelangen die Wogen der Politaffären aber kaum. Länder wie die USA laborieren an eigenen, viel größeren Schmälichkeiten – Stichwort: die Gepflogenheiten an der Wall Street und deren Auswirkungen auf die Weltwirtschaft. In die Schlagzeilen schaffte es 2008 gerade einmal Haiders Unfalltod oder die posthume Debatte über seine sexuelle Orientierung. Storys über die jüngsten Entwicklungen von Hypo und Co fehlen sowohl in der *New York Times* als auch der *Washington Post*.

Ausnahmen gibt es, wenn an Österreichs Nazi-Vergangenheit erinnert wird, wie etwa bei der Waldheim-Affäre und der Eintragung des damaligen Bundespräsidenten in der *Watch list* des US-Justizministeriums. Eher im Gedächtnis bleiben die Storys der Chronikseiten, oder wenn Medien die allgemeine Erbarmungslosigkeit eines ganzen Landes implizieren. Dementsprechend können Österreichs Imageberater von Glück sprechen, dass es der Fall Arigona nicht in die US-Zeitungen schaffte.

Einem Teil dieser Ausgabe liegt das Magazin zur WIKAM (Wiener Internationale Kunst- und Antiquitätenmesse - 30.10.10 bis 07.11.10 Palais Niederösterreich und Palais Ferstel) bei.

Anzeige

Staat als Schicksalsgemeinschaft

Die Krisensymptome, die sich im heutigen Österreich zeigen, sind Folge einer mangelnden politischen Ethik, wie wir es fast täglich vorgeführt bekommen. Wenn der Staat zum Selbstbedienungsladen verkommt, ist Feuer am Dach.



Arno Maierbrugger

Politische Ethik, das heißt Regierung im Zeichen von Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit.

Zum Regieren braucht es einen Staat. Und ein Staat ist – im Unterschied zur Staatsgewalt – die Summe seiner Menschen.

Ein Staat muss also Politik für die Menschen betreiben, das wäre sein Prinzip.

Die Krisensymptome, die sich in der heutigen Staatsführung gerade auch in Österreich zeigen, sind vor allem die Unfähigkeit, langfristige Politik zu betreiben – ein Umstand, der durch den Wahlrhythmus begünstigt wird. Dazu kommt das immer stärker werdende Gefühl, dass Politiker dazu tendieren, den Staat als Selbstbedienungsladen zu missbrauchen – was man bisher hauptsächlich aus Entwicklungsländern und Diktaturen kannte.

Ewiges Krisengerede

Das ewige Krisengerede von steigenden Sozialausgaben und Verwaltungsreformen, das letztendlich zu keinem Ergebnis kommt, hilft auch nicht, das Vertrauen in die Staatsführung zu stärken. Stattdessen wird von den Politikern unterschwellig vermittelt, der Staat sei so etwas wie eine Schicksalsgemeinschaft. All dies ist Zeichen des Mangels einer vorausschauenden Politik und des Versagens von Führung.

Politische Ethik ist in den Grundgesetzen von Staaten verankert. Es ist allerdings die Natur dieser Grundgesetze, dass sie sich im pragmatischen politischen Alltag nicht ausreichend abbilden.

Politische Ethik würde auch darin bestehen, dass Politiker für Fehler in ihrer Amtsausführung geradestehen und sozusagen als Buße zurücktreten, wenn etwas über die Maßen schiefgelaufen ist. Diese Verantwortung in der Politik ist in Österreich absolut unterrepräsentiert. Statt für



Das österreichische Parlament sollte eine Kontrollinstanz der politischen Machtausübung im Lande sein. Tatsächlich herrscht Verhabeung und Postenschacher. Foto: Photos.com

Fehlritte geradestehen, wird diskutiert, wie man sich am günstigsten und mit möglichst hoher Abfertigung aus dem Geschäft zurückziehen kann, wie im Falle des Wiener Flughafens und Skylink-Skandals.

Die Technik der Macht ist in Österreich offenbar eine andere. Allein die Tatsache, dass das Land in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich von einer großen Koalition regiert wurde, ist keine optimale Voraussetzung für die Herausbildung einer politischen Ethik.

„Eine politische Klasse, die Hand in Hand mit dem Machtkartell der großen Koalition geht, verhindert beim bestehenden Wahlrecht einen Wechsel des Regierungssystems und die Ablöse der Eliten“, meint Politologe und Sozialphilosoph Norbert Leser.

Beides sei aber notwendig, um das demokratische System lebensfähig und glaubwürdig zu erhalten.

„Da es diesbezüglich keine Unvereinbarkeiten gibt, schicken Interessenverbände durch ihre Parteien aufgrund des Listenwahlrechts Vertreter ins Parlament, ohne dass diese um ein Mandat kämpfen müssen.“

Ein großes Hindernis für die Pflege der politischen Ethik ist der Nepotismus, auf Österreichisch die „Freunderlwirtschaft“.

„Die politische Klasse verhindert in Österreich die Ablösung der Eliten.“

NORBERT LESER,
SOZIALPHILOSOPH

es in Österreich schwer nachvollziehbar, warum jemand auf einen einflussreichen Posten versetzt wurde und welche Netzwerke dahinterstecken.

Dazu kommt auch die völlige Undurchsichtigkeit der Parteienfinanzierung, die ständig im Kreuzfeuer der Kritik steht. Insgesamt sind 2009 rund 136 Mio. Euro an offizieller Parteienförderung geflossen. Davon kamen 16,14 Mio. vom Bund, 95,6 Mio. von den Ländern und 25 Mio. von den Gemeinden.

So lauten allerdings nur die offiziellen Zahlen. Zuwendungen anderer Art, etwa von Unternehmen oder von Machenschaften wie zum Beispiel rund um die Kärntner Hypo Alpe-Adria-Bank, sind hier nicht eingerechnet.

Ewiges Krisengerede

Hubert Sickinger, Autor eines aufschlussreichen Buches über Parteienfinanzierung in Österreich, plädiert daher für die Offenlegung von Großspenden – und zwar nicht nur direkt an die Parteien, sondern auch an die einzelnen Politiker, die Vorfeldorganisationen oder die Parlamentsklubs.

Eine Nichtveröffentlichung soll ein Mehrfaches an Strafe für die empfangenden Parteien kosten.

„Die sogenannten Rechenschaftsberichte der Parteien weisen Spenden nur aufsummiert aus. Zudem gibt es weder Kontrollen noch Sanktionen bei Verstößen“, sagt Sickinger. Die derzeitige Rechtslage sei unzureichend.

Das ist wahrlich kein großes Ruhmesblatt für Österreichs politische Ethik.

Ulrich Körtner: „Fehlende Regelungen wirken sich forschungshemmend aus.“ Der Medizinethiker sagt, dass Österreichs Politiker und Politikerinnen überfällige Gesetze zur Stammzellforschung und Präimplantationsdiagnostik wegen drohender Kontroversen vermeiden.

Angst vorm heißen Thema



Margarete Endl

„Weil das so ein heißes Thema ist, rühren wir das besser nicht an.“ Diese Aussage einer Politikerin ist der Sukkus aus den Interviews, die der Soziologe Erich Griebler mit Beamten, Politikern und Politikerinnen zur Stammzellforschung geführt hat. Genauer gesagt: zur Forschung an humanen embryonalen Stammzellen in Österreich.

Da herrscht eine kuriose Situation mit Verboten, Gesetzeslücken und der Weigerung, diese zu schließen – aus Angst vor der Diskussion über die Frage, wann Leben beginnt, und den Gräben, die dabei aufgerissen werden könnten. Weshalb die Frage seit Jahren nicht angetastet wird und Forschung an humanen embryonalen Stammzellen eben anderswo stattfindet. Obwohl sie, aufgrund einer Gesetzeslücke, in Österreich sogar machbar wäre.

Forschung in der Gesetzeslücke

Doch die Gesetzeslücke wirkt sich forschungshemmend aus. „Niemand hat Lust darauf, wegen vermeintlich unethischer Forschungen in der Öffentlichkeit am Pranger zu stehen“, sagt der evangelische Theologieprofessor und Medizinethik-Experte Ulrich Körtner.

Als der damals stellvertretende Leiter des Instituts für Molekulare Pathologie (IMP) Erwin Wagner an humanen embryonalen Stammzellen forschen wollte, nachdem er jahrelang an Mäusestammzellen geforscht hatte, gab er eine Studie beim Rechtsprofessor Christian Kopetzki in Auftrag, um sich abzusichern. Der versicherte ein rechtliches Okay. Weil die in der Forschung verwendeten Stammzellen nicht totipotent, sondern nur mehr pluripotent sind, solche Zellen aber durch das Fortpflanzungsmedizinengesetz in Österreich nicht geregelt sind. Totipotente Zellen sind entwicklungsfähige Zellen, aus de-



Baustelle Ethik. Ulrich Körtner sinniert auf Augenhöhe mit der Minoritenkirche und Baukränen darüber, wie die moderne Reproduktionsmedizin mit biblischen Überlegungen zu vereinbaren ist. Foto: Andy Urban

nen ein Mensch werden könnte. Entwicklungsfähige Zellen dürfen laut Gesetz nur zur medizinisch unterstützten Fortpflanzung verwendet werden.

Die Forschung an Stammzellen dient dazu, Therapien gegen Krankheiten zu entwickeln. Dabei wird an embryonalen Stammzellen, an adulten Stammzellen und an Zellen, die zu Stammzellen umprogrammiert wurden, geforscht. Die überwiegende Mehrheit der Wissenschaftler hält alle Methoden für derzeit notwendig. Die Forschung an humanen embryonalen Stammzellen wird in den meisten Ländern streng geregelt. In Österreich gibt es keine Regelung.

Die 25-köpfige Bioethikkommission des Bundeskanzleramts hat mit großer Mehrheit im März 2009 empfohlen, eine liberale Regelung zur Stammzellforschung auszuarbeiten. Das ist aber nur eine der Fragen,

mit denen sich die Kommission beschäftigt. Ihr Mitglied Ulrich Körtner spannt den Bogen der biomedizinischen Ethikfragen weit.

economy: Vor 32 Jahren wurde das erste *in vitro* gezeugte Baby geboren. Nun ist die Rocksängerin Gianna Nannini mit 54 schwanger, und „Sex and the City“-Star Sarah Jessica Parker bekam Zwillinge durch eine Leihmutter. Wie stehen Sie, wie steht die evangelische Kirche zu diesen Entwicklungen?

Ulrich Körtner: Die offizielle Haltung der evangelischen Kirche gegenüber In-vitro-Fertilisation ist zurückhaltend. Sie wird nicht grundsätzlich abgelehnt, doch gibt es Bedenken gegenüber den Auswüchsen wie Leihmutterchaft. Ich bin in der Frage kritisch, weil ich an das Kindeswohl denke – was es für ein Kind bedeutet, wenn es 20 wird, und die Mutter ist bereits 74.

Was sagen Sie dann zu späten Vätern wie Wolfgang Ambros und Niki Lauda, die beide um die 60 Jahre alt sind und beide vor kurzem Zwillinge bekamen?

Ich weiß, worauf Sie hinauswollen. Ich will auch keine Ungleichbewertung von Männern und Frauen. Doch Schwangerschaften jenseits des Klimakteriums sowie Frauen, die im Großmutteralter als Leihmutter ein Kind für ihre Tochter austragen, finde ich problematisch.

Wie ist die offizielle Lehrmeinung der evangelischen Kirche?

Die evangelische Kirche kennt kein zentrales Lehramt. Es gibt Stellungnahmen einzelner Kirchen zur In-vitro-Fertilisation, aber die stammen aus den 1980er Jahren. Derzeit wird diskutiert, ob diese Stellungnahmen einer Revision unterzogen werden sollten, weil sie zu restriktiv seien. **Haben sich die mo-**

Haben sich die moralisch-ethischen Ansichten durch die gelebte Realität verändert?

Ja, und durch die Erfahrungen. Es geht darum, die moderne Reproduktionsmedizin wirklichkeitsgerecht mit theologischen Überzeugungen zu verbinden. Seit dem ersten in vitro gezeugten Baby wurde eine Lawine biomedizinischer Möglichkeiten losgetreten. So haben sich die evangelischen Kirchen wiederholt zur Präimplantationsdiagnostik zu Wort gemeldet.

Humangenetiker Markus Hengstschläger fordert die Erlaubnis der Präimplantationsdiagnostik. Derzeit darf eine befruchtete Eizelle vor Einsetzung in die Gebärmutter nicht getestet werden, danach aber schon. Sollte der Embryo geschädigt sein, kann er abgetrieben werden. Diese Regelung sei scheinheilig.

Ja, die Mehrheit in der Bioethikkommission hat schon vor Jahren dafür plädiert, die Präimplantationsdiagnostik zumindest in eingeschränktem Maß zuzulassen.

Warum wird das nicht getan?

Das ist eine politische Frage. Vor der Novelle des Fortpflanzungsmedizinergesetzes 2005 versuchte die damalige Gesundheitsministerin Maria Rauch-Kallat, die Präimplantationsdiagnostik mit aufzunehmen. Ihr Vorstoß scheiterte an politischem Widerstand. An Protesten der katholischen Kirche und Vereinigungen wie Aktion Leben.

Auch eine Regelung der Stammzellforschung ist überfällig. Erwin Wagner hat am IMP mit humanen embryonalen Stammzellen geforscht. Das konnte er nur wegen einer Lücke im Gesetz tun. Der österreichische Weg sei derjenige, nichts ausdiskutieren, sagt Wagner.

Wir haben in der Bioethikkommission eine Empfehlung dazu erarbeitet. Eine Mehrheit der Kommission sprach sich für Forschung an embryonalen Stammzellen und eine gesetzliche Regelung aus. Aber politisch ist nichts weitergegangen. Der damalige Wissenschaftsminister Johannes Hahn hat eine interministerielle Arbeitsgruppe eingesetzt – das

sicherste Mittel, um etwas zu schuldlisieren. Doch auch die Scientific Community zeigte kein brennendes Interesse, für ein Gesetz Lobbying zu machen.

Wird in Österreich derzeit mit embryonalen Stammzellen geforscht?

Von konkreten Projekten ist mir nichts bekannt, seit Erwin Wagner nach Spanien gegangen ist. Doch der Bedarf an einer gesetzlichen Regelung besteht nach wie vor. Fehlende Regelungen führen nicht dazu, dass ein Land zum Forschungselorado wird. Sie wirken sich forschungshemmend aus. Niemand hat Lust darauf, wegen vermeintlich unethischer Forschungen in der Öffentlichkeit am Pranger zu stehen. Am IMP und an den Perutz Laboratories machen die Leute international beachtete Stammzellforschung, aber sie arbeiten mit tierischen Zellen. Da Österreich in der Frühphase, in der sich diese Forschung entwickelte, nicht mitgespielt hat, ist der Zug vielleicht bereits abgefahren. Man könnte nun schauen, wo es Nischen gibt. Aber das sind Fragen jenseits der Ethik.

Wird die Forschung nun anderswo gemacht, weil die österreichische Politik zu feig war, die Frage zu diskutieren und zu entscheiden?

Genau. Möglicherweise forschen österreichische Wissenschaftler im Ausland an humanen embryonalen Stammzellen.

Was sind die drängendsten ethischen Fragen?

Bei der Stammzellforschung ist es die Weiterentwicklung in Chimärenbildung. Man erzeugt Zellen, die eine Mischung aus tierischem und menschlichem Gewebe sind. Es ist sehr umstritten, ob das ethisch ist oder nicht, ob die Menschenwürde dabei verletzt wird. Ich sehe das nicht so. Unethisch wäre, mit solchen Zellen eine Schwangerschaft

herbeizuführen. Es wird auch daran gearbeitet, Zellen künstlich herzustellen, künstliche lebensfähige Zellen oder Organismen zu schaffen.

Das ist doch schon gelungen! Das hat Craig Venter gemacht.

Aber er hat die Zelle nicht selber geschaffen, sondern ein Bakterium genommen und künstlich produzierte DNA reingesetzt. Das haben die Medien knalliger dargestellt als es war. Aber ich will das nicht kleinreden. Man könnte mit synthetischer Biologie Bakterien schaffen und sie für die industrielle Produktion von Wirkstoffen in der Pharmaindustrie oder der chemischen Industrie anwenden. Die ethischen Probleme in der synthetischen Biologie sind nicht neu – die kennen wir schon aus der Gentechnikdebatte. Wichtig ist auch, was als Enhancement bezeichnet wird – dazu

zählt die plastische Chirurgie, wenn sie aus ästhetischen Gründen eingesetzt wird. Oder Neuroenhancement, wenn Menschen Stimmungsauf-

heller nehmen oder Medikamente, um ihre intellektuellen Kapazitäten zu steigern, zum Beispiel vor einer Prüfung oder einer Bewerbung. Soll es erlaubt sein, dass Menschen nach freier Wahl irgendwelche Pillen einwerfen?

Was ist Ihre Haltung?

In einer liberalen, pluralistischen Gesellschaft muss man sich fragen, wo der Gesetzgeber Grenzen ziehen muss und wo man den Menschen freistellt, was sie mit ihrem Körper machen. Ich hätte Bedenken bei einer restriktiven Rechtsordnung. Weil wir auch Alkohol und andere Drogen als Mittel des Konsums erlauben. Auch Rauchen ist gesundheitsschädlich. Aber wir haben das Rauchen nicht grundsätzlich verboten, wir greifen nur ein, wo sich Dritte belästigt fühlen. Aber wenn sich einer zu Tode paffen will, soll er es machen.

„Niemand hat Lust darauf, wegen vermeintlich unethischer Forschung am Pranger zu stehen.“

ULRICH KÖRTNER

„Weil das so ein heißes Thema ist, rühren wir das besser nicht an.“

EINE POLITIKERIN

Abtreibungsdebatte im Kopf

Es sei die Angst vor unkontrollierbaren Konflikten, warum biomedizinische Fragen in Österreich tabuisiert werden, schreibt der Soziologe Erich Griebler in seinem Beitrag für das Buch *Steuerung von Wissenschaft? Die Governance des österreichischen Innovationssystems*. Der Grundkonflikt sei die Abtreibungsfrage. 1975 wurde der Paragraf 144 des Strafrechts, der Abtreibung unter Strafe gestellt hatte, geändert. Seither ist der Abbruch der Schwangerschaft in den ersten zwölf Wochen straffrei. Doch die katholische Kirche und Organisationen wie „Aktion Leben“ haben das Thema nie abgehakt. Die politischen Parteien haben Angst davor, es wiederzubeleben. Bei der Forschung an humanen embryonalen Stammzellen wird eine zentrale Fragen der Debatte wieder aufgeworfen: Wann beginnt Leben? Diese Frage stellt sich bei der Entscheidung, was mit den überzähligen Embryonen aus der In-vitro-Fertilisation

geschehen soll. Aus diesen Embryonen werden die Stammzellen für die Forschung gewonnen.

2002 brachte die damalige Wissenschaftsministerin Elisabeth Gehrler (ÖVP) das Thema auf höchste europäische Ebene. Sie stimmte gegen das gesamte Forschungsprogramm der EU, weil es auch Förderung von Stammzellforschung beinhaltete. Erst nach einem einjährigen Moratorium gab es einen Kompromiss mit Österreich.

Buchtipps

Ulrich H. J. Körtner, Christian Kopetzki (Hg.), *Stammzellforschung. Ethische und rechtliche Aspekte*, Springer Verlag, Wien 2008.

Erich Griebler, *Weil das so ein heißes Thema ist, rühren wir das besser nicht an*, in: Peter Biegelbauer (Hg.), *Steuerung von Wissenschaft? Die Governance des österreichischen Innovationssystems*, Studienverlag, Innsbruck 2010.



Er schrieb unlängst den umstrittenen Beitrag „Lahme Dame Demokratie“ und lässt mit seinem neuen Buch „Mitte und Maß“ wieder politisch nachdenken. *economy* sprach mit dem renommierten deutschen Politologen Herfried Münkler über Politik und Moral und die ideale Staatsform.

Macht korrumpiert auf jeden Fall

Christine Wahlmüller

economy: *Zu Politik und Moral ist bereits unendlich viel publiziert worden. Ist dieses Thema eine „never ending story“?*

Münkler: Bei der Moralperspektive gibt es mehrere unterschiedliche Gesichtspunkte, die eine Rolle spielen. Ich stelle drei zentrale Aspekte fest. Wer sachlich viel von Politik versteht, ist geneigt, sich gern in der Oberaufseherrolle zu sehen. Hinzu kommt die Dynamik des Kampfes um die politische Macht, getrieben von der Erwartung einer guten Einkommensmöglichkeit. Hier kommen wir zum zweiten Aspekt, dem Beutezug, dem Beutemachen von Politik. Und drittens sehe ich den Diskurs über Gerechtigkeit, der zur normativen Evaluation von Politik geführt hat. Das heißt also, dass sich bestimmte Normen und Werte entwickelt haben, an denen Politik gemessen wird.

Wie würden Sie die Situation in Deutschland in Bezug auf Politik und Moral beurteilen?

Nun, der Mechanismus „Gratifikation – Satisfaktion“ greift ganz gut. Es findet immer wieder eine Reinigung des politischen Personals von den übelsten und schlimmsten Fingern statt. Diejenigen Politiker, die gar zu schamlos sind, deren Tun wird in den Medien benannt. Und dadurch findet eine gewisse Auslese statt. Aber es gibt natürlich auch solche Fälle, in denen die Politiker von sich aus die Konsequenzen ziehen. Besonders krass war zum Beispiel der Fall des Freitodes von Jürgen Möllemann (der umstrittene und skandalumwobene deutsche FDP-Politiker starb 2003 unter nicht vollkommen geklärten Umständen bei einem Fallschirmsprung, Anm. d. Red.).

Und wie sehen Sie als Beobachter von außen die politische Situation bezüglich der Moral in Österreich?

Österreich hat das Problem, ein kleines Land zu sein. Es steht daher auch nicht so viel politisches Personal zur Verfügung. Die Politiker treffen sich in Wien, die Politik findet dort statt. Ich glaube, die Säuberungsmechanismen greifen nicht so gut. Ein Grund dafür ist, dass die Kontrollfunktion der Medien nur mäßig ausgebildet ist. Die Dominanz der Kronzeitung ist bekannt und in Europa einzigartig. Viele Politiker versuchen deshalb, mit dieser Zeitung zu kooperieren, um so politisch Terrain zu machen. Der Einfluss von nur einer Zeitung ist verheerend. Ich glaube aber nicht, dass es einen allgemeinen Verfall der Moral gibt. Wir neigen nur dazu, von Verfall zu sprechen, weil wir Dinge rasch vergessen.

Ist es aber so, dass Macht auf alle Fälle korrumpiert?

Ja, auf jeden Fall. Macht korrumpiert. So ist das schon seit zweieinhalbtausend Jahren. Das lässt sich nicht ändern. Man kann nur an den Korrekturmechanismen feilen, um dagegen zu arbeiten.

Zum Beispiel?

Etwa Macht nur auf Zeit zu vergeben. Oder Anreize schaffen, die „Anständigkeit“ fördern. Diejenigen, die aus Positionen ausscheiden, können nur dann in die Wirtschaft gehen, wenn sie in der Politik einigermaßen anständig agiert haben.

Und wenn Sie auf ein so machtvolles Land wie die USA blicken, was fällt Ihnen da hinsichtlich Politik und Moral auf?

Die amerikanische politische Kultur ist geprägt von einer gelegentlich sehr aufdringlichen In-

Zur Person



Herfried Münkler, 59, seit 1992 Professor für Theorie der Politik an der Berliner Humboldt-Uni. Schreibt brillant. 2009 ausgezeichnet für sein Buch „Die Deutschen und ihre Mythen“. Foto: Privat

zenierung des eigenen Gutseins. Das hat einen konfessionellen politischen Hintergrund und ist für europäische Augen oft unerträglich.

In Ihrem in der deutschen Zeitschrift „Internationale Politik“ publizierten Artikel mit dem Titel „Lahme Dame Demokratie“ fordern Sie „Mut zu etwas mehr Diktatur“ und schreiben von einem „Zustand der Erschöpfung demokratischer Energie“. Wie sollte eine ideale Staatsform aussehen?

Mut zur Entscheidung, nicht zur Diktatur! Wir leben in einer beschleunigten Welt, und die Demokratie ist entschleunigt. Das ist ungefähr so wie Fahren mit permanent angezogener Handbremse. Der Vorteil der Demokratie – Vermeiden von Fehlentscheidungen durch drei Mal Lesen eines Gesetzes, Bürgerbeteiligungs- oder Anhörverfahren – bringt Verlangsamungen mit sich. Das lähmt oft. Keine Frage, die Demokratie ist in der Krise. Die Frage ist, wie Revitalisierung

möglich ist: a) Durch Rebellion, wie etwa im Jahr 1968; b) Revitalisierung kostet. Die Krise ist nicht nur negativ, sondern eine Entscheidung zur Erneuerung und Genesung; c) bei politischen Aktivitäten ist der Zugang fast nur noch für die obere Mittelschicht möglich. Die Frage ist also, wie wir die hohen Voraussetzungen für die Partizipation wieder „herunterhängen“ können. Trotz allem besitzt die Demokratie am ehesten Selbstheilungskräfte und hat die besten Voraussetzungen, die Probleme zu lösen.

Leben wir generell in einer „unpolitischen Zeit“, in der auch die Parteien tatsächlich austauschbar geworden sind?

Nein, aber die alte Generation, die sich politisch engagiert hat, besetzt noch viele politische Ämter und Schalthebel. Auch das Politiker-Dasein hat sich geändert. Früher ging man nach einem erfolgreichen Berufsleben in die Politik. Heute beginnen viele bereits in den Jugendorganisationen der Parteien politisch zu arbeiten und sind dann mit 50 erschöpft. Ich finde das nicht besonders toll. Der alte Weg war mit Sicherheit auch politisch sauberer. Und er brachte Menschen mit Lebenserfahrung in die entsprechenden Ämter.

Sie haben höchst erfolgreiche Bücher wie „Machiavelli“, „Imperien“ oder die „Die Deutschen und ihre Mythen“ geschrieben und sind als Politikberater sehr gefragt. Was wird Ihr nächstes Projekt?

Mein neues Buch „Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung“ kommt gerade auf den Markt. Nach einer Zeit, wo eine zunehmende politische Ordnung der „Mitte“ herrschte, greifen jetzt wieder entgegengesetzte Strömungen.

Zuverlässig. Anpassbar. Ihr flexibles Netzwerk.



“ Die Alcatel-Lucent OmniSwitch-Produkte erlauben dem renommierten College of Engineering der Penn State University ein neues Netzwerk zu gestalten, das sich durch Stabilität, Flexibilität, Zuverlässigkeit und Kosteneffizienz auszeichnet. ”

William J. Burkhard, Leiter IT & Design beim College of Engineering, Penn State University

Jetzt ist der optimale Zeitpunkt: Passen Sie Ihre Netzwerk-Infrastrukturen an die Anforderungen Ihres Unternehmens an!

Machen Sie es wie das College of Engineering der Penn State University und vertrauen Sie auf Alcatel-Lucent.

Mit unseren erstklassigen **Netzwerklösungen** schaffen wir optimale Voraussetzungen für flexible Infrastrukturen, die Unternehmen Effizienz und Reaktionsfähigkeit ermöglichen.

Die Produktreihe **Alcatel-Lucent OmniSwitch™** steht für uneingeschränkte Interoperabilität und unterbrechungsfreien Betrieb im Netzwerk. Zudem können Sie hierdurch Ihren Energieverbrauch und Ihre Kommunikationskosten dauerhaft senken.

Wie das College of Engineering, werden auch Sie ein **dynamisches Unternehmen**.



Alcatel·Lucent 

Hightech statt Plastik

Technologie und Innovation sind nicht nur Schlüsselfaktoren für die Wettbewerbsfähigkeit eines Unternehmens oder eines Landes. Intelligente Lösungen und Produkte tragen entscheidend zur Lösung jener Fragen bei, die durch globale Probleme wie den Klimawandel aufgeworfen werden.

Christian Stemberger

Betrachtet man die Auswirkungen, die das Verhalten der Menschheit auf das Gleichgewicht der Erde hat, scheint Verzicht die einzig richtige Antwort zu sein. Wer öfter das Auto stehen lässt und ein paar Schritte zu Fuß geht, trägt gewiss einen Teil zum Klimaschutz bei.

Die Liste individueller Maßnahmen lässt sich fast beliebig verlängern. Wer etwa ein kleineres Auto kauft, verbessert seine persönliche CO₂-Bilanz nicht nur durch den Treibstoff sparenden Betrieb, auch der Ressourcenverbrauch in der Herstellung ist geringer. Und wer seinen Computer öfter einmal ausschaltet, reduziert den Stromverbrauch.

Kein Allheilmittel

Mit diesen persönlichen Strategien kann jeder einen bedeutenden Beitrag leisten, ein Allheilmittel sind sie nicht. Angesichts einer Unzahl von Menschen auf der ganzen Welt, die am Wohlstand teilhaben wollen und sich dabei am ressourcenintensiven westlichen Lebensstil orientieren, können sie immer nur ein Teil der Lösung sein.

Um die Herausforderungen des Klimawandels zu bewältigen, ist daher die nachhaltige Durchgestaltung der Produktlebenszyklen angefangen bei der Entwicklung über die Produktion und den Gebrauch bis hin zur Entsorgung nötig. Dabei muss auch der Benutzer unterstützt werden. Das Ausschalten eines nicht benötigten Gerätes ist zwar ein brauchbarer Ansatz, die Erfahrung zeigt aber, dass das aus Bequemlichkeit oft nicht getan wird. Damit ist gerade niedriger Stromverbrauch im Stand-by-Betrieb wichtig.

Nachvollziehbar

Obwohl gerade für weltweit agierende Unternehmen Nachhaltigkeit längst keine leere Phrase mehr ist, wird das noch oft anders wahrgenommen. Um das Vertrauen wiederherzustellen, sieht Harald Himmer, Generaldirektor von Alcatel-Lucent Austria, die Notwendigkeit tiefgehender Veränderungen: „Auch wenn wir noch immer mit den Auswirkungen der Wirtschaftskrise konfrontiert sind, verlangt der dramatische Klimawandel unsere volle Aufmerksamkeit.“ Daher reduziert Alcatel-Lucent die Auswirkungen



Auch wenn es ein Paradoxon zu sein scheint: Technologie macht unseren blauen Planeten grüner. Foto: Photos.com

ihrer Produkte auf Umwelt und Klima so stark wie möglich, allein der CO₂-Fußabdruck des Konzerns soll bis 2020 halbiert werden. Im Mittelpunkt stehen der schonende Rohstoffeinsatz, der weitestgehende Verzicht auf Gefahrenstoffe wie etwa Blei und die Energieeffizienz der Geräte. Aktuelle Produkte von Alcatel-Lucent benötigen zwischen 30 und 50 Prozent weniger Strom als ihre Vorgängermodelle.

„Wir verfolgen einen umfassenden Ansatz“, betont Himmer, „und nehmen dabei auch unse-

re Zulieferer und Partner in die Pflicht.“ Entlang der ganzen Wertschöpfungskette von der Rohstoffgewinnung bis zum Kunden kommt das Nachhaltigkeitsprinzip zur Anwendung und beschränkt sich nicht allein auf den Schutz von Klima und Umwelt. Das zeigt auch der alljährlich ressourcenschonend erscheinende, da nur online verfügbare Nachhaltigkeitsbericht von Alcatel-Lucent, der sich unter anderem auch der Unternehmensethik und der Personalentwicklung widmet.

www.alcatel-lucent.at

1999**11 Jahre **economyaustria.at******2010**

Alcatel-Lucent

APA

Cash-Ticket

IBM

IDS SCHEER
Business Process Excellencekapsch >>>
always one step ahead

KONICA MINOLTA

paybox

PayLife

paysafe card
pay cash. pay safe.

wirecard

XR

SER

A1 Telekom Austria

T-Systems

cure
center for usability research & engineering

e3

VTO

Cmk.

economyaustria.at

economy
Unabhängiges Themenmagazin für Wirtschaft und Bildung

FORMAT

KURIER

WirtschaftsBlatt

Strategische Wohltätigkeit

Heute müssen Unternehmen ihre gesellschaftliche Verantwortung noch stärker wahrnehmen. Denn im Web 2.0 ist der Ruf schon ruiniert, noch bevor das erste Dementi formuliert ist. Aber gesellschaftliches Engagement ist mehr als nur ein Kostenfaktor, denn es birgt Wachstumschancen.

Christian Stemberger

Blickt man 30 Jahre zurück und vergleicht jene Zeit mit den heute vorhandenen Möglichkeiten, Informationen zu beschaffen, mit anderen Menschen in Kontakt zu treten und sie für eigene Ideen und Ziele zu begeistern, dann erscheint die Vergangenheit armselig. Dieser Eindruck trägt natürlich. Jene Zeit war ebenso geprägt von einer Vielfalt an Meinungen wie sie es heute ist. Auch ohne Chat und Posting wurde heftig diskutiert. Dennoch offenbart der Vergleich wichtige Unterschiede. Früher wurden viele Informationen nur lokal ausgetauscht. Heute verbreiten sich Gerüchte und Meinungen innerhalb weniger Stunden weltweit. Dazu braucht es keine Nachrichtenagenturen.

Informationen fließen unkontrollierbar durch eine Vielzahl kleiner unsichtbarer Kanäle. Und wer heute eine Meinung hat und das Bedürfnis, diese anderen Menschen nahe zu bringen, muss sich nicht mehr durch die Hierarchien arbeiten, um Gehör zu finden. Er stellt einfach ein Video auf dem globalen Megafon Youtube online. Wer einen Missstand aufdeckt, gründet eine Facebook-Gruppe und kann innerhalb weniger Tage Tausende Unterstützer finden.

Neue Rahmenbedingungen

Auch für Unternehmen haben sich die Zeiten geändert. Sie nutzen die Web-Technologie, um ihr Geschäft schneller und effizienter abzuwickeln. Aber nur wenige haben begriffen, dass das Web nicht nur ihre Arbeitsbedingungen, sondern auch ihre Rahmenbedingungen drastisch verändert hat.

Hat es vor 30 Jahren noch gereicht, sich an Vorschriften und Auflagen zu orientieren und sich sonst unauffällig zu verhalten, gerät man heute viel schneller und oft aus nich-



Anno dazumal diskutierten die Menschen im Wirtshaus und gingen dann auf die Straße, um ihrem Ärger Gehör zu verschaffen. Heute passiert das daheim vorm Computer – jeder für sich und alle gemeinsam. Foto: Photos.com

tigen Gründen in die Schusslinie. Dabei spielt es keine Rolle, ob die Anschuldigungen richtig sind. Es stellt sich nur eine Frage: Ist dieses Unternehmen glaubwürdig genug, um den Vorwurf zu entkräften?

Schutzimpfung

Verfügt ein Unternehmen nicht über diese Glaubwürdigkeit, kann es schnell in einen Strudel weiterer Vorwürfe geraten, die Ansehen und damit Unternehmenswert beschädigen. Die einzige Schutzimpfung dagegen ist Corporate Social Responsibility (CSR), die gelebte Verantwortung gegenüber der Gesellschaft.

CSR darf niemals nur als defensive Strategie aufgefasst werden. Und schon gar nicht als ein reiner Kostenfaktor. Tatsächlich betrachten immer mehr Manager CSR als eine Grundlage für nachhaltiges Wachstum, wie eine weltweite Umfrage des IBM Instituts for Business Value ergeben hat. Mit einem dicken CSR-Konzept auf Öko-Papier allein ist es aber nicht getan. „Eine Neudefinition der Unternehmenswerte und ein darauf abgestimmtes lang-

fristiges Engagement ist gefragt“, sagt Leo Steiner, Generaldirektor von IBM Österreich, „dazu sind oft große Umstellungen der Unternehmenspraktiken notwendig.“ Die Anliegen der Kunden müssen besonders stark berücksichtigt werden, betont Steiner: „Aber die meisten Geschäftsführer geben offen zu, dass sie die Kundenerwartungen im gesellschaftlichen Kontext nicht ausreichend verstehen.“

Wer sich von der bloßen Erfüllung der Compliance-Verpflichtungen zur gelebten gesellschaftlichen Verantwortung weiterentwickelt, macht aus einem stark wachsenden Kostenfaktor eine Wachstumschance. Je stärker die CSR-Strategie in die Gesamtstrategie integriert wird, desto höher ist die CSR-Wertschöpfung. Geht man über die bloße Einhaltung der Vorschriften hinaus, gelangt man zur strategischen Philanthro-

pie. Die an der Geschäftsstrategie ausgerichtete Wohltätigkeit bekräftigt das gesellschaftliche Engagement eines Unternehmens. „Sie ist

„Sozial bewusstes Handeln kann und soll auch ein Instrument zum strategischen Wachstum sein.“

LEO STEINER,
IBM ÖSTERREICH

die beste Grundlage für den guten Ruf eines Unternehmens“, sagt Steiner.

Wie es geht, zeigt das World Community Grid: Mehr als 210.000 Menschen weltweit stellen die nicht genutzte Re-

chenkapazität ihrer Computer bereit, um einen virtuellen Supercomputer zu schaffen, der ausschließlich für humanitäre Forschungszwecke eingesetzt wird. Für IBM ist dieses Programm von strategischer Bedeutung. Damit übernimmt sie nicht nur gesellschaftliche Verantwortung, sondern zeigt, wie ihre Technologien zur Lösung globaler Herausforderungen beitragen und stärkt damit ihren Ruf als verantwortungsbewusstes und als innovatives Unternehmen.

Die schnelle Daten-Landstraße

Die Digitale Agenda der EU fordert bis 2020 Internet mit 30 Mbit/s für alle Europäer. A1 Telekom Austria investiert in den kommenden Jahren verstärkt in den Ausbau der Netzwerke und verbessert mit hybriden Technologien die Internetversorgung im Sinne der Nachhaltigkeit deutlich.

Christian Stemberger

Unternehmen sind ausschließlich ihrem Eigentümer verantwortlich und ihre einzige Aufgabe ist die Maximierung des Ertrags. So knapp und klar formuliert – so falsch. Natürlich dient ein Unternehmen einem ganz eindeutigen Zweck, und der steht bisweilen auch im Widerspruch zu den Interessen anderer. Aber genau so wie bei einem leidenschaftlichen Menschen ergänzt sich diese gewinnorientierte Seite mit einer zweiten, die philanthropische Züge aufweist.

Die Wenigsten gehen damit hausieren. Wer aber einen Blick hinter den Vorhang wirft, ist überrascht ob der Fülle an Anstrengungen, die unter den Begriff Nachhaltigkeit fallen. Sei es die tatkräftige Unterstützung einer Hilfsorganisation, sei es ein Engagement für nachhaltige Mobilität – die Unternehmen bekennen sich zu ihrer gesellschaftlichen Verantwortung, und sie leben sie auch. In den Führungsetagen hat sich bereits die Überzeugung durchgesetzt, dass gesellschaftliche Verantwortung und nachhaltiges Wirtschaften keine kostspieligen Steckenpferde sind, sondern den Wert eines Unternehmens langfristig sichern und sogar stärken.

Hausaufgaben und Innovation

Dabei ist oft eine zweigeteilte Strategie zu beobachten. Einerseits leisten die Unternehmen einen Beitrag zu allgemein anerkannten Zielsetzungen, wie der Durchsetzung von Chancengleichheit am Arbeitsplatz oder der Reduktion von Klimagasen. Andererseits treiben sie die Entwicklung der Gesellschaft dort voran, wo sie besondere Kompetenz besitzen.

Diesen doppelten Ansatz verfolgt auch A1 Telekom Austria. Neben einer nachhaltigen Energiepolitik und

Aktivitäten im Jugendbereich – wie dem Engagement für die A1 Friedensflotte oder die Kinderuni – bemüht sich der größte Telefonie- und Internet-Dienstleister Österreichs um die weitere Verbesserung der Infrastruktur, besonders im ländlichen Raum.

Standortfrage

„Moderne Kommunikationsinfrastruktur hat heute dieselbe entscheidende Bedeutung, die vor 20, 30 Jahren der nahen Autobahnabfahrt und im 19. Jahrhundert der Bahnstation im Ort zukam“, betont Hannes Ametsreiter, der Generaldirektor von A1 Telekom Austria. Eine Gemeinde, die Anschluss an das Datennetz gefunden hat, erfüllt eine grundlegende Standortvoraussetzung und bietet damit bessere Arbeitsplatzchancen. Die Breitbandversorgung trägt aber nicht nur zur Attraktivität des Wirtschaftsstandortes bei, sie wird zunehmend auch als Faktor der Lebensqualität wahrgenommen.

Gleichzeitig kommen auf die Datennetze gewaltige Herausforderungen zu, denn Multimedia, aber auch Geschäftsanwendungen wie Videokonferenzen mit Telepresence brauchen immer mehr Bandbreite. In den vergangenen fünf Jahren hat sich das Datenaufkommen im A1 Netz jährlich verdoppelt, und diese Entwicklung geht ungebremst weiter. „Diese Zuwächse werden wir nur durch eine intelligente Kombination von neuesten Mobilfunktechnologien und Festnetz bewältigen können“, sagt Ametsreiter.

Auf die Datenautobahn

Mit LTE (Long Term Evolution) kommt das Mobilfunknetz der Zukunft schon dieses Jahr nach Österreich. Es ist so leistungsfähig, dass sogar eine Videokonferenz in HD-Qualität aus dem fahrenden Auto



Damit das dörfliche Idyll nicht zur Fassade verkommt, braucht es moderne Infrastruktur – sonst wandern die Jungen ab. Foto: Bilderbox.at

heraus möglich ist, wie bei einer Demonstration im Juni nachgewiesen werden konnte. Tatsächlich sollen Videokonferenzen aber für weniger Verkehr sorgen. Die Formel ist laut Ametsreiter einfach: „Datenverkehr statt Straßenverkehr.“ Durch die virtuelle Zusammenarbeit können dem WWF zufolge bis zu 30 Prozent aller Dienstreisen eingespart werden. Allein A1 Telekom Austria will pro Jahr 2000 eintägige Geschäftsreisen – also ein Viertel – durch Videokonferenzen ersetzen.

Damit Österreich die ambitionierten Ziele der Digitalen Agenda – Zugang zum Breitbandinternet mit zumindest 30 Mbit/s für alle Eu-

ropäer bis 2020 – erreichen kann, investiert A1 Telekom Austria in den kommenden beiden Jahren verstärkt in die Umsetzung des nationalen Breitbandplans. Neben LTE und dem weiteren Glasfaser-Ausbau in den urbanen Ballungszentren rückt dabei eine dritte Technologie ins Blickfeld: VDSL auf Basis bestehender Kupferkabel wird die Glasfaserinfrastruktur ergänzen.

Mit VDSL werden schon 2013 zusätzlich zwei Mio. österreichische Haushalte – und damit deutlich mehr als die Hälfte – mit den von der Europäischen Union geforderten 30 Mbit/s versorgt sein.

www.a1telekom.at

Das Recht auf Ausbildung

Technologiekompetenz verbessert die Zukunftschancen in der vernetzten Gesellschaft – für alle.

Christian Stemberger

„Connect the Unconnected.“ Das klingt nach einem der flotten Werbesprüche, die permanent aus dem Radio schallen. Tatsächlich verbirgt sich dahinter ein wichtiger Teil der Nachhaltigkeitsstrategie der Deutschen Telekom.

Für die Deutsche Telekom ist die Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT) nicht nur das ureigenste Geschäftsfeld, sie ist vielmehr eine Schlüsseltechnologie zur Entwicklung und Stärkung der ganzen Gesellschaft und zur Steigerung der Lebensqualität und Wettbewerbsfähigkeit jedes Einzelnen. „Wir wollen möglichst viele Menschen an der vernetzten Gesellschaft teilhaben lassen“, sagt Georg Obermeier, Geschäftsführer der Telekom-Tochter T-Systems in Österreich. Durch Initiati-

ven der Telekom wie die Initiative „Ich kann was!“ erwerben auch Jugendliche aus wirtschaftlich und sozial schwierigen Verhältnissen IKT-Kompetenz und finden den Anschluss an die Informations- und Wissensgesellschaft.

Hoch motiviert

Besonders schwierig ist die Situation unbegleiteter jugendlicher Migranten. Gemeinsam mit dem Verein lobby16, der sich für das Recht junger Flüchtlinge auf Bildung und Ausbildung einsetzt, bietet T-Systems Computerkurse für Jugendliche im Alter zwischen 15 und 20 Jahren an. Die Teilnehmer kommen aus Ländern wie Angola, Somalia, Afghanistan und dem Kosovo. Sprachbarrieren gibt es keine zu überwinden, wie Obermeier erfreut zur Kenntnis nahm: „Alle sprechen sehr gut Deutsch.“ Dass



Gruppenfoto mit besseren Zukunftsaussichten: Die Kursteilnehmer mit Sponsoren, Organisatoren und Trainer. Foto: T-Systems Austria

die Motivation und das Interesse sehr hoch waren, wunderte ihn weniger: „Jugendliche und Computer, das funktioniert fast immer gut.“

„In dieser schwierigen Situation ist Bildung für die jungen Menschen die beste Unterstützung“, zeigt sich Obermeier überzeugt, „und die erfolgreiche Teilnahme am Kurs stärkt ihr Selbstbewusstsein.“ Sie-

ben Teilnehmer des ersten Kurses haben die Abschlussprüfung im Juli geschafft und drei von ihnen interessierten sich für die Lehrlingsoffensive der Deutschen Telekom. Anfang August haben sie bei T-Mobile eine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann begonnen.

www.t-systems.at
www.lobby16.org

Verantwortung leben

Georg Obermeier über nachhaltiges Engagement für Gesellschaft und Umwelt.

economy: *In der Wirtschaft geht es um Gewinnmaximierung – ist Nachhaltigkeit nicht nur ein Lippenbekenntnis?*

Obermeier: Die Deutsche Telekom lebt Verantwortung, und ich bin froh, in diesem Unternehmen tätig zu sein. Wir denken langfristige, und das zahlt sich auch aus – für die Allgemeinheit, aber auch für das Unternehmen.

Haben Sie dafür ein Beispiel?

Als Arbeitgeber müssen wir für junge Menschen attraktiv sein. Mit unserem Engagement – wir vergeben etwa einen eigenen IKT-Preis bei „Jugend Innovativ“ – fördern wir die Kompetenz der Heranwachsenden. Wir wecken aber auch bei dem einen oder anderen Talent das Interesse an unserer Branche und

damit einhergehend auch an unserem Unternehmen.

Wer treibt Nachhaltigkeit im Unternehmen voran?

Da treffen sich Führungsebene und Mitarbeiter auf halbem Weg. Generell ist jeder eingeladen mitzumachen. Gerade das aktive Engagement unserer Mitarbeiter überrascht mich immer wieder von Neuem. Auch der Computerkurs für unbegleitete jugendliche Migranten basiert auf dem Vorschlag einer Mitarbeiterin. Wir besprechen geplante Aktionen und sehen, ob sie zu unserem Unternehmen passen. Dann setzen wir sie in der Regel rasch um.

Unternehmen, die sich engagieren, geraten rasch in den Verdacht, auf

die Tränendrüse drücken zu wollen ...

Wir verstecken unsere gesellschaftlichen Initiativen nicht, sehen sie aber auch nicht als Mittel zur Selbstdarstellung. Vielmehr sehen wir uns als Citizen, als Bürger. Wir stehen in einem Austauschprozess mit der Gesellschaft und möchten auch etwas zurückgeben.

Innovationen wie Videokonferenzen haben großes CO2-Einsparungspotenzial. Sind sie die Antwort auf den Klimawandel?

Nur ein Teil der Antwort. IKT kann einen erheblichen Beitrag für eine sauberere Umwelt leisten. Wir alle müssen aber darauf achten, dass diese positiven Effekte nicht durch Mehrkonsum an anderer Stelle verpuffen. *cst*

Zur Person



Georg Obermeier ist Geschäftsführer von T-Systems Austria, einer Tochtergesellschaft der Deutschen Telekom. Foto: T-Systems Austria

Johannes Bischof: „Vor ein paar Jahrzehnten wurden Tokio und Smog gleichgesetzt. Heute ist die Luft in Tokio besser als bei uns. Als japanischer Konzern orientieren wir uns an japanischen Standards und reduzieren unseren CO₂-Fußabdruck bis Ende dieses Jahres um 20 Prozent.“

Effizient und nachhaltig drucken

Christian Stemberger

economy: *Herr Bischof, Drucker und Kopiergeräte haben den Ruf der Umweltsünder. Zu Recht?*

Bischof: Einmal ein Stigma, immer ein Stigma. Aber das stimmt schon lange nicht mehr. Wir haben die Drucktechnologie in den letzten Jahren massiv verbessert, ein modernes Gerät lässt sich mit einem zehn Jahre alten Laserdrucker nicht mehr vergleichen. Das betrifft etwa den Stromverbrauch im Stand-by wie im Druck, auch die Toner sind heute wesentlich umweltfreundlicher.

Und der immense Papierbedarf?

Papier ist ein grüner, weil nachwachsender Rohstoff. Und die verunreinigten Flüsse gehören der Vergangenheit an. Gemessen an den Umweltstandards ist die Papierindustrie heute eine Industrie wie jede andere auch.

Ich kann also ohne schlechtes Gewissen so viel ausdrucken, wie ich will?

Wir unterstützen unsere Kunden mit Optimized Print Services (OPS) dabei, ihre Geräte effizient einzusetzen. Was und wie viel der Kun-

de druckt, muss er selbst entscheiden. Aber alles auszudrucken ist sicher keine kluge Lösung. Das papierlose Büro auf der anderen Seite funktioniert auch nicht. Wir beobachten folgende Entwicklung: In absoluten Zahlen wird zwar immer mehr ausgedruckt. Aber die Anzahl der Dokumente, die wir – großteils elektronisch – produzieren, steigt wesentlich schneller. Wir drucken also einen immer kleineren Teil der produzierten Dokumente aus.

Wie werden Drucker effizient eingesetzt?

Effizient Drucken heißt zum einen, nur genau das zu drucken, was benötigt wird. Etwa Formulare nicht auf Vorrat auszudrucken – nur um sie ungenutzt wegzuwerfen, wenn sie veraltet sind. Zum anderen heißt es, den richtigen Drucker für die richtige Aufgabe einzusetzen. Wenn umfangreiche Dokumente auf einem kleinen Tischdrucker ausgedruckt werden, tut das weder der Geldbörse noch der Umwelt gut.

Wie Sie bereits angesprochen haben, hat sich bei der Technik viel getan.

Ja. Wir reden nicht von kleinen Fortschritten, sondern von sehr großen Schritten. Wir haben zum Beispiel Multifunktionsprinter (MFP), die eine um das Vierfache höhere Energieeffizienz aufweisen als die Geräte, die wir sechs Jahre zuvor auf den Markt gebracht haben.

Ist das ein Trend in der Branche?

Wir sehen uns hier als Vorreiter, wir legen schon sehr lang Wert auf die Umweltverträglichkeit unserer Produkte. Die meisten unserer Modelle sind mit dem Blauen Engel und dem Energy Star ausgezeich-



Tokio – einst Welthauptstadt der schlechten Luft. Heute kommen aus Japan besonders umweltfreundliche Produkte. Foto: Photos.com

net, und manche verbrauchen nur halb so viel Energie wie die unserer Mitbewerber. Unser Polymer-Toner ist der einzige Toner, der ein TÜV-Zertifikat für Lebensmittelunbedenklichkeit erhalten hat, und wir haben Blei, Brom und Quecksilber aus unserer Fertigung eliminiert.

Woher kommt dieses Engagement?

Sie werden sich vielleicht noch an die Zeit erinnern, als Tokio und Smog gleichgesetzt wurden. Fahren Sie heute nach Tokio, ist dort die Luft besser als bei uns. Als japanischer Konzern orientieren wir uns an den besonders strengen ja-

panischen Umweltstandards. Konica Minolta hat sich bereits 2006 das Ziel gesetzt, seinen CO₂-Fußabdruck bis Ende 2010 um 20 Prozent zu reduzieren – und wir sind auf dem besten Weg.

Wie leben Sie persönlich, Herr Bischof, Nachhaltigkeit?

Privat betreibe ich mehrere Kachelöfen und verwende energiesparende LED-Lampen, wo immer es geht. Ich besitze selbst ein Elektrofahrrad, und im Unternehmen treibe ich persönlich das Thema Elektromobilität voran.

www.konicaminolta.at

Zur Person



Johannes Bischof ist Geschäftsführer von Konica Minolta Business Solutions Austria. Foto: Konica Minolta

SMS an den Stromtankwart

Damit sich nachhaltige Mobilität durchsetzen kann, braucht es mehr als nur moderne E-Mobile. Welche Rolle Mobilfunktechnologie beim Stromtanken spielen wird und warum wir einen virtuellen Mobilitätsmanager brauchen.

Christian Stemberger

Macht sich Axel Puwein auf den Weg zu einem Geschäftstermin, dann schwingt er sich meist auf eines der beiden Dienst-E-Bikes. Dabei treibt Puwein nicht unbedingt der Nachhaltigkeitsgedanke: „Egal wo ich hinfahre, ich komme jetzt entspannter an.“

Puwein beschäftigt sich auch beruflich mit nachhaltiger Mobilität. Sein Arbeitgeber, Paybox Austria, wirkt an der Entwicklung einer flächendeckenden Infrastruktur von Stromtankstellen mit. Damit E-Mobilität alltagstauglich wird, muss landesweit ein dichtes Netz von Ladestationen geknüpft werden, denn: „Den Tank meines Autos befülle ich in einer Minute. Stromtanken ist zeitintensiv.“ Die Errichtung einer Stromtankstelle darf also nicht teuer kommen.

Einfaches Design

Das Ballade-Konsortium, bestehend aus österreichischen Unternehmen wie Cirquent, Everynear, EOX und der Forschungseinrichtung FH Joanneum Kapfenberg, arbeitet an einer kostengünstigen Lösung. Paybox bringt seine bewährte Technologie ein: „Dabei geht es nicht nur um den Bezahlvorgang. Wir steuern mit Mobilfunktechnologie Snack-Automaten, auch dieses Know-how können wir nahtlos auf die Ladestationen übertragen.“

Das Design einer Stromtankstelle ist bemerkenswert simpel.

Kein Display, kein Bedienfeld, kein Schlitz für die Bankomatkarte und auch kein Münzeinwurf – im Grunde ist die Ladestation eine Steckdose mit einem eingebauten GSM-Chip. Das ist der Schlüssel zum Erfolg, betont Puwein: „Der einfache Aufbau bringt geringe Anschaffungs- und Betriebskosten.“ Die Überwachung der Ladestation erfolgt über das Mobilfunknetz, auf dem Weg werden die Tankkunden auch abgerechnet.

Genau so einfach wie das Design ist das Tanken. Wie beim bewährten Handyparken schickt der Kunde einfach eine SMS ab, nur muss er vorher sein E-Mobil an die Ladestation hängen. „Egal, wer die Ladestation betreibt, ich muss immer auf die gleiche Art bezahlen können“, fordert Puwein. „Wenn jeder regionale Anbieter eine Anmeldung verlangt und dem Kunden eine weitere Tankkarte in die Hand drückt, ist das sehr benutzerunfreundlich.“

Vielfalt bringt Lebensqualität

Es kann alles, aber nichts richtig gut: für die Parkplatzsuche zu groß, für den Wochenendausflug mit zwei

Kindern zu klein – dafür aber sehr kostspielig. Die Zukunft des Verkehrs sieht Puwein zwar nicht im Auto, aber auch das E-Mobil allein ist nicht die Lösung: „Was wäre denn das für eine Lösung, wenn wir ganz sauber

im Stau stehen?“ Die Mobilität der Zukunft ist vielfältig – öffentliche Verkehrsmittel, E-Mobile und auch das gute alte Auto. Aber weder Auto

„Unkompliziertes Stromtanken ist für die E-Mobilität genauso wichtig wie gute Akkus.“

AXEL PUWEIN,
PAYBOX AUSTRIA



Axel Puweins Lächeln gilt nicht allein der Fotografin. Er lächelt immer, wenn er auf seinem E-Bike sitzt. Foto: Paybox Austria/Ramona Craciun

noch E-Mobil werden unbedingt ein Besitzgegenstand sein. Wir werden zu dem Fahrzeug greifen, das gerade am besten geeignet ist und Tickets oder Mietpreis bequem per Handy bezahlen.

Das Mobiltelefon wird noch mehr können. Es wandelt sich zu einem Mobilitätsmanager. Auf dem Weg zum Bestimmungsort zeigt das Navi am Display eine Verkehrsbehinderung an und leitet zu einer U-Bahn-Station um. Dabei werden nur Ladestationen angezeigt, die noch

nicht belegt sind und die gerade von keinem anderen E-Mobil angesteuert werden. Auf dem Weg zur U-Bahn teilt das Handy dann mit, wann der nächste Zug abfährt, und das Ticket wird beim Einsteigen automatisch gelöst. Im Umstieg vom Auto als alleinige Wahl auf vielfältige Mobilität kann Puwein keinen Verzicht erkennen – außer den Verzicht auf alte Gewohnheiten. Im Gegenteil bedeute mehr Auswahl letztlich auch mehr Lebensqualität.

www.paybox.at

Starkes Content-Management

Atex-Polopoly, eine spezielle Software für zugriffsstarke Medienportale, hält in Österreich Einzug.

Sonja Gerstl

Websites, die über einen umfangreichen und aktuellen Content verfügen und an denen darüber hinaus auch noch mehrere Redakteurinnen und Redakteure zeitgleich arbeiten, brauchen eine besondere Betreuung. APA-IT bietet für diese seit kurzem das Web-Content-Management-System (CMS) Atex-Polopoly an. Diese spezielle Software wurde von Atex, einem führenden Anbieter von Redaktionssystemen mit mehr als 1000 Kunden in 57 Ländern, entwickelt. Die APA-IT hat den Vertrieb und die technische Implementierung für Österreich übernommen.

„Für ein effizientes Management von Content – also Text, Bild, Audio und Video – genügt nicht nur das technische Wissen. Entscheidend ist, über den Workflow eines Kunden Bescheid zu wissen. Nur dann

kann man die bestmögliche Lösung erarbeiten“, erläutert Gerald Klima, Geschäftsführer von APA-IT, das Anforderungsprofil. Atex-Polopoly ist auf die kontinuierlich steigenden Anforderungen des digitalen Publizierens ausgerichtet.

Vernetzung inklusive

Das System ist derzeit bei umfangreichen und trafficstarken europäischen Sites wie etwa der *Neuen Zürcher Zeitung*, der *Süddeutschen Zeitung* und der ProSiebenSat.1-Gruppe im Einsatz. Ein großer Vorteil von Atex-Polopoly liegt auch in den einfachen Möglichkeiten der Vernetzung mit anderen Systemen, etwa zum Austausch von Content, Abrechnungsinformationen und anderen Unternehmensdaten – sofern das gewünscht ist. Klima: „Wichtig für uns ist der Weg zur Lösung. Es geht darum festzustellen, was der Kunde braucht und welches Ergeb-



Trafficstarke Sites benötigen eine spezielle Software. Foto: Photos.com

nis er letztendlich haben will. Erst wenn das abgeklärt ist, können wir

in einem weiteren Schritt sagen, welche Lösung am besten zu ihm passt. Es ist eher selten, dass wir eine Applikation aus der Schublade ziehen, die Lösungen müssen immer an die Bedürfnisse des Kunden angepasst werden – nicht umgekehrt.“

Klima freut sich, mit Atex eine starke Partnerschaft einzugehen: „Mit Polopoly können wir unseren Kunden eine absolute Top-Lösung für Medienportale und andere zugriffsstarke Websites anbieten.“ Und Franz Fleck, General Manager von Atex Deutschland, betont: „Wir sind froh, mit der APA-IT einen Partner gefunden zu haben, der in seinen Heimmärkten viel Erfahrung hat und – als Tochterunternehmen einer großen Nachrichtenagentur – die individuellen Bedürfnisse der Medien im Land sehr gut kennt.“

www.apa-it.at

Social Media als Meinungsbildner

Unternehmen entdecken Foren, Chatrooms, Blogs und Co als wichtige Informationsquellen.

Medienportale, Websites, Weblogs, Newsgroups, Foren, Chatrooms, Messageboards etc. Es wird immer schwieriger, im WWW den Überblick zu behalten. Vor allem gilt das für Social Media, den quasi privaten Bereich des Internets. Themen und Trends, die über diese Portale verbreitet werden, dienen aber nicht nur dem individuellen Entertainment, sie tragen auch entscheidend zur öffentlichen Meinungsbildung bei.

APA-DeFacto bietet als integralen Baustein ihrer umfassenden Medienbeobachtung seit kurzem einen speziellen Service für Business-Kunden, nämlich Internetbeobachtung inklusive Social Media. Waltraud Wiedermann, Geschäftsführerin von APA-DeFacto: „Je

komplexer die Informationsgesellschaft, desto stärker das Bedürfnis nach Überblick, nach einfachen, nutzerfreundlichen Lösungen. Insbesondere Social Networks und unzählige Blogs stellen Herausforderungen dar – effektiv für den Einzelnen, aber unkontrollierbar für Unternehmen? Modernes Wissensmanagement setzt genau hier an und bietet die Sicherheit, keine wesentliche Entwicklung der öffentlichen Meinung zu versäumen.“

Stimmungsbarometer

Der Social Media-Service funktioniert zumindest für den Kunden denkbar einfach: Er gibt bekannt, welche Begriffe wie Firmennamen, Produkte o.ä. ihn interessieren, APA-DeFacto liefert ihm den



Worüber in Weblogs, Foren und Chatrooms diskutiert wird, interessiert nicht nur User, sondern auch Unternehmen. Foto: Photos.com

benutzerfreundlich aufbereiteten Überblick. Im Hintergrund leisten Social Media-Experten freilich Schwerstarbeit, gilt es doch, jede Menge Kriterien zu berücksichtigen, Traffic ist nur eines davon. Durchsucht werden vorerst Inhalte

von öffentlich zugänglichen Social Media-Bereichen wie Facebook und Twitter. Interessierte können unter www.gutenmorgen.apa.at einen Blick auf die Tools von APA-DeFacto werfen. *sog*

www.apa-defacto.at

Automatisierte Arbeitsabläufe

Enterprise Content Management sorgt für einen optimalen Dokumenten- und Informationsfluss.

Sonja Gerstl

Die Raiffeisen-Leasing, eine Tochtergesellschaft der Raiffeisen-Bankengruppe, ist seit 40 Jahren erfolgreich im In- und Ausland tätig. Für einen reibungslosen Ablauf des Business sorgt im Hintergrund SER Solutions Österreich.

Schnelle Zugriffe

Der Spezialist im Bereich Business Process Management für Daten und Dokumente hat für Raiffeisen-Leasing die DOXiS iECM-Suite implementiert. Über diese laufen jegliche Dokumente, die Kunden und deren Leasingverträge betreffen. Das garantiert einen transparenten und schnellen Zugriff auf Kundeninformationen. Im Zuge eines weiteren Projekts, das die interne Geschäftsprozessoptimierung zum Ziel hatte, kam schließlich auch noch DOXiS Workflow hinzu. Durch die Verwendung der SER Workflow

Komponenten besteht nun die Möglichkeit, die Prozesse strukturiert abzuarbeiten. Darüber hinaus ermöglichen diese auch eine Management-Sicht auf die einzelnen Abläufe. So können sehr effizient die Erreichung der internen Qualitätskriterien gemessen und der Prozess laufend optimiert werden. Ein weiterer wesentlicher Schritt war die Einführung von Massenscanning. Bis zu diesem Zeitpunkt mussten Dokumente manuell eingescannt werden, was äußerst zeitintensiv war. Jetzt haben die Sachbearbeiterinnen und -bearbeiter wieder mehr Zeit fürs Kerngeschäft.

Gesteigerte Produktivität

Unstrukturierte Kunden- und Firmendaten können Unternehmen teuer zu stehen kommen. Enterprise Content Management, kurz: ECM, zählt deshalb mittlerweile zu den Basics moderner Geschäftsprozesse, schließlich sorgt es für einen



Auf Knopfdruck griffbereit: Wer nicht ewig in Aktenbergen kramen muss, arbeitet effizienter. Foto: photos.com

optimalen Dokumenten- und Informationsfluss. So etwa erspart allein der schnelle und einfache Zugang zu Informationen bis zu 30 Prozent wertvolle Arbeitszeit. Ebenso wird durch die Automatisierung von Arbeitsabläufen und die integrierte Informationsbereitstellung in vorhandenen Systemen die Produktivität gesteigert. Automatisierte Prozesse helfen aber nicht nur dabei, Zeit, Geld und meistens auch Nerven zu sparen, sie garantieren

zudem die Qualität der geleisteten Arbeit, die Erfüllung von Standards sowie rechtliche und regulative Anforderungen. DOXiS4 bietet gebrauchsfertige Lösungspakete für mittlere und große Unternehmen unterschiedlichster Branchen und sorgt für eine perfekte Büroorganisation auf Basis elektronischer Dokumente, Vorgänge und Akten. Die einfache Administration entlastet die firmeneigene IT-Abteilung.

www.ser.at

Effizientes Papier-Management

Mit „Alles-aus-einer-Hand“-Lösungen lassen sich Druck- und Kopierkosten sparen.

Eine über Jahre gewachsene – und in die Jahre gekommene – unternehmenseigene Drucker- und Kopierlandschaft verursacht meistens primär eines: nämlich exorbitant hohe Kosten.

Neben dem Anschaffungspreis, der in der Regel nur etwa 20 Prozent dieser Summe ausmacht, geht es dabei vor allem um zeitaufwändige Wartung, Verwaltung und Administration. Unterschiedliche Systeme, Treiber und Bedienkonzepte beschäftigen die IT-Supportabteilung, Verbrauchsmaterialien werden teuer bei verschiedenen Herstellern gekauft und binden Kapital und Lagerfläche. Dass es auch deutlich günstiger und ressourcenschonender

gehen kann, zeigen „Alles-aus-einer-Hand“-Lösungen wie die Optimized Print Services, kurz OPS, von Konica Minolta. „Unser Optimized Print Services-Programm steht für ein umfassendes und effizientes Management von Druckerlandschaften. Ziel ist es, Kosten zu reduzieren und Prozesse zu optimieren“, erklärt Johannes Bischof, Geschäftsführer von Konica Minolta Business Solutions Austria.

Das OPS-Konzept vereint maßgeschneiderte Lösungen mit professionellem Support und eingehender Beratung. Die Möglichkeiten reichen vom einfachen Wartungsvertrag bis zum kompletten Outsourcing des Drucker-Managements.

Am Markt haben sich die Optimized Print Services von Konica Minolta bereits erfolgreich etabliert. Zuletzt galt es, die Outputlandschaft eines mittelständischen Wiener Unternehmens aus dem Bereich der Konsumgüterindustrie zu optimieren.

Mehr Leistung

Die Bestandsaufnahme von Konica Minolta ergab, dass im Unternehmen 63 verschiedene Drucker, Multifunktionsgeräte und Faxgeräte verschie-

dener Hersteller im Einsatz waren. Vier Monate später steht den 180 Büromitarbeitern nunmehr eine

kleine, aber leistungsstarke Flotte an Multifunktionsgeräten zur Verfügung. Durch das neue System sind die Druckkosten um 23 Prozent und der CO₂-Verbrauch um 19 Prozent gesunken, während

gleichzeitig die Geräteverfügbarkeit um 35 Prozent gesteigert werden konnte. *sog*

www.konicaminolta.at

„Ziel ist es, Kosten zu reduzieren und Prozesse zu optimieren.“

JOHANNES BISCHOF,
KONICA MINOLTA

Sicherheit hat absolute Priorität

Raiffeisen Informatik positioniert sich in den Sparten Internet Security und Identity Management.

Sonja Gerstl

Gezielte Maßnahmen gegen Sicherheitsbedrohungen durch die globale Vernetzung über das Internet und Identity Management zählen derzeit zu jenen Services, die bei Raiffeisen Informatik noch mehr als das bisher ohnehin schon der Fall war, nachgefragt werden. Unternehmenssprecherin Ursula Freiseisen-Pfneiszl: „Die Raiffeisen Informatik-Mitarbeiter können zu diesen Themen Erfahrungen und Know-how aufweisen wie kein anderes Unternehmen in Österreich.“

Wie ernst es Raiffeisen Informatik mit ihren Bemühungen ist, dokumentiert nicht zuletzt deren Beitritt zum internationalen Netzwerk FIRST. Dieses hat es sich zur Aufgabe gemacht, virtuelle Bedrohungen mit realen Konsequenzen, kurzum WWW-Sicherheitsvorfälle, zu erkennen, zu bearbeiten und

vorbeugende Maßnahmen dagegen zu treffen. Raiffeisen Informatik ist als erster österreichischer IT-Anbieter offiziell Mitglied von FIRST und reiht sich damit in die Liste namhafter Unternehmen wie unter anderem Google, Microsoft, Cisco und Oracle. Eine eigene Expertencrew, das „Raiffeisen Informatik Computer Emergency Response Team“, kurz: CERT, wurde dafür ins Leben gerufen. Wilfried Pruschak, Geschäftsführer der Raiffeisen Informatik: „Diese direkte weltweite Vernetzung in Bezug auf Sicherheitsvorfälle bedeutet, einen Vorsprung zu haben – nur wer diesen Vorsprung hat, kann den Wettlauf gegen die Computerkriminalität gewinnen!“

Raiffeisen Informatik ist darüber hinaus auf europäischer Ebene bei „Trusted Introducer“ gelistet und in das „Inventory der European Network and Information Security Agency“ (ENISA) als österreichischer Ansprechpartner und

Sicherheitsexperte eingetragen worden.

Sichere Bank

Nicht weniger erfolgreich präsentiert sich Raiffeisen Informatik im Bereich „Identity Management“. Im vergangenen Herbst konnte man die Ausschreibung zur Einführung neuer Mitarbeiterausweise bei der Österreichischen Nationalbank für sich entscheiden. Das Identity und Access Management Competence Center (IAM CC) überzeugte mit seiner Erfahrung und fachlichen Kompetenz und setzte sich bei einer europaweiten Ausschreibung gegen andere Big Player der Branche durch. Im April wurde der Pilotbetrieb aufgenommen, seit dem Sommer verfügen alle Mitarbeiter der Nationalbank über Dual-Hybrid-Karten. Insgesamt kommen rund 2000 Karten zum Einsatz.

www.raiffeiseninformatik.at



Security bleibt für die IT das bestimmende Thema. Foto: photos.com

curity Agency“ (ENISA) als österreichischer Ansprechpartner und

Durch die Bank die beste Lösung

Kapsch implementiert für Schoellerbank ein zukunftssicheres Zutritts- und Zeiterfassungssystem.

Prozessverbesserungen bilden die Basis für jedes erfolgreiche Projekt. Mit einer neuen Zutritts- und Zeiterfassungslösung hat Kapsch BusinessCom gemeinsam mit der Schoellerbank ein solches umgesetzt.

Die Schoellerbank ist eine österreichische Privatbank mit langer Tradition. An die Kapsch BusinessCom wandte man sich deshalb, weil das hauseigene Zutritts- und Zeiterfassungssystem zunehmend wartungsintensiver und damit auch zu einem immer größeren Kostenfaktor wurde. Eine neue Lösung musste also her – eine, die höchste qualitativen Anforderungen in puncto Sicherheit und Zuverlässigkeit erfüllt und zukunftssicher ausgelegt sein sollte.

Konkret: Die Investition in die neue Anlage sollte sich für einen Zeitraum von fünf bis zehn Jahren rechnen, eine einfache Wartung ermöglichen und auf die vorhandene Schlösser-Infrastruktur aufbauen. Außerdem sollten die bisher getrennten Systeme für Zutritt und Zeiterfassung zusammengelegt werden und die Verwaltung des landesweiten Systems künftig zentral erfolgen.

Massive Kostenersparnis

Gemeinsam mit der Miditec Datensysteme GmbH implementierte Kapsch ein System, das 65 Zutrittspunkte umfasst und 20 Zeiterfassungsterminals, ausgelegt auf rund 500 Mitarbeiter. Bernhard Litschauer, verantwortlicher Kapsch-Pro-



Gerade bei Banken sind erhöhte Sicherheitsmaßnahmen zu treffen. Das gilt auch für Zutritts- und Zeiterfassungssysteme. Foto: photos.com

jektmanager: „Durch die Zusammenlegung der Zutrittskontrolle und Zeiterfassung können massive Wartungs- und Verwaltungskosten eingespart werden.“ Die neuen Mitarbeiter-Karten wiederum bieten

neben den Basisfunktionalitäten für Zutritt und Zeiterfassung auch noch andere Optionen wie „Bargeldlose Zahlung“ oder „Zugriff auf Netzwerkdrucker“. sog

www.kapsch.net

Happy Birthday, Big Spender!

Während allerorts die Anzahl der Automaten schwindet, erfreut sich einer nach wie vor ungetrübter Beliebtheit. Einer der wenigen, der immer da ist, wenn man Geld braucht ... Heuer feiert der Bankomat seinen 30. Geburtstag.

Sonja Gerstl

Der allererste seiner Sorte stand bevorzugt der New Yorker Unterwelt Ende der 30er Jahre des letzten Jahrhunderts zur Verfügung, mangels breiterer Akzeptanz allerdings lediglich für ein halbes Jahr. In London freute man sich 1967 über die erste „automated teller machine“, aber seinen eigentlichen Siegeszug quer über den Globus trat der Geldautomat, so der offizielle Name, dann allerdings in den 1970er und 1980er Jahren an – ausgestattet mit ausgereifter Technik und simpler Handhabung.

Hierzulande wurde der erste Bankomat am 8. September 1980 in der Wiener Schottenfeldgasse seiner Bestimmung übergeben. 30 Jahre alt und immer noch heiß begehrt, ist der Bankomat mittlerweile nicht mehr aus unserem Leben wegzudenken. Einer seiner Erfinder konnte das österreichische Jubiläum nicht mehr mitverfolgen. John Shepherd-Barron starb einige Monate zuvor im Alter von 84 Jahren in Nordschottland. In einem BBC-Interview erklärte er, dass ihm die Idee dazu der-einst in der Badewanne gekommen sei: „Es musste einen Weg geben, wie ich an mein

Geld kommen konnte, überall in der Welt oder in Großbritannien.“ Shepherd-Barron dachte dabei an eine Art Süßigkeiten-Automaten, der mit Bargeld gefüllt werden sollte. Mittlerweile gibt es mehr als 1,7 Millionen Geldautomaten weltweit. Die

Funktionsweise ist bei allen Geräten, trotz unterschiedlicher Hersteller, dieselbe.

Sichere Transaktion

Wer Geld abheben will, schiebt seine EC- oder Kreditkarte in den Kartenleser, der Computer leitet die darauf gespeicherten Informationen an das Rechenzentrum der Hausbank weiter, welches ihrerseits dann die Geheimzahl anfordert. Nach Eingabe selbiger wählt man den gewünschten Betrag, im Gerät beginnt es zu rattern, aus den Geldkassetten werden so lange die einzelnen Scheine genommen, bis der gewünschte Betrag erreicht ist. Nach Entnahme der Karte erhält man die Scheine im Geldausgabefach. Vergisst man darauf, das Geld zu entnehmen, wandern die Scheine nach einer gewissen Zeit in eine separate Geldkassette. Die gesamte Transaktion wird von einer integrierten Kamera aufgezeichnet.

Österreichweit wurden 1980 insgesamt 35 Geräte angebracht, für eine Flächendeckung ging man damals von etwa 300 bis 400 Geräten aus. Fünf Jahre später folgten dann die ersten Foyer-Automaten. Heute gibt es 7650 Bankomaten im gesamten Land – und 7,7 Mio.

Maestro-Bankomatkarten. Im Vorjahr wurde 139,5 Mio. Mal mit österreichischen und 10 Mio. Mal mit ausländischen Karten Geld abgehoben. „Die österreichischen Banken und PayLife haben mit der flächendeckenden Einführung von Banko-

„Die Annehmlichkeiten des bequemen und sicheren Kartenzahlens sind nicht mehr wegzudenken.“

PETER NEUBAUER,
PAYLIFE



Egal, wann und wo: Bargeldloser Zahlungsverkehr via Bankomatkarte ist aus unserem Alltag nicht mehr wegzudenken. Foto: PayLife

maten und Plastikgeld vor 30 Jahren einen wichtigen Beitrag für Österreichs Konsumenten und die Wirtschaft in unserem Land geleistet“, ist Peter Neubauer, Vorsitzender der Geschäftsführung von PayLife, überzeugt. Und: „Die Annehmlichkeiten des bequemen, sicheren und modernen Kartenzahlens sind heute gar nicht mehr wegzudenken.“ 1987 wurde die Bankomatkarte um eine wichtige Funktionalität erweitert: das Bezahlen am Point of Sale (POS). Diese Zahlungsform hat sich

in den letzten Jahren im Tourismus, im Handel und Dienstleistungssektor Österreichs weitgehend durchgesetzt und schreibt Jahr für Jahr Pluszahlen bei Transaktionen und Umsätzen. Neubauer: „Seit 30 Jahren arbeitet PayLife an der Etablierung von Karte, Kasse oder Bankomat und war von Anbeginn an die Nummer eins rund um bargeldloses Bezahlen. Heute und in Zukunft profitieren die Konsumenten von diesen 30 Jahren Erfahrung.“

www.paylife.at

Zahlungen ohne Bankkonto

Prepaid-Zahlungslösungen garantieren maximale Flexibilität und Sicherheit.

Sonja Gerstl

Sicherheit wird in vielen Lebensbereichen groß geschrieben und ist, vor allem wenn es um Online-Shopping geht, ein Thema. Bezahlen im Internet ist nach wie vor keine Selbstverständlichkeit.

Exakt hier hat die Paysafecard Group vor zehn Jahren angesetzt: Mit der Entwicklung der Online Prepaid-Zahlungslösung paysafecard wurde es Konsumenten ermöglicht, einfach, schnell und sicher im Internet zu bezahlen.

Überziehung unmöglich

Mittlerweile bietet das Unternehmen eine breite Produktpalette an Prepaid-Zahlungslösungen an. Einerseits handelt es sich hierbei um Prepaid-Vouchers, die zum Beispiel bei Tankstellen oder Trafiken gekauft werden können, andererseits bietet das Unternehmen Pre-



Bargeldloser Zahlungsverkehr ganz ohne Bankomat- und Kreditkarte setzt sich immer mehr durch. Foto: paysafecard

paid MasterCard-Produkte an, wie etwa die YUNA Card und die Happy Schenkkarte. Alle Zahlungslösungen der Paysafecard Group haben eines gemeinsam: Sie sind nicht an ein Bankkonto gebunden und stehen vor allem bei sicherheitsbewussten Konsumenten hoch im Kurs.

„Wie wir aus Kundenbefragungen wissen, scheuen viele es, Daten einer klassischen Kreditkarte oder ihre Kontodaten im Internet anzugeben. Prepaid-Produkte, die nicht an ein Konto gebunden sind, sind deshalb eine gute Lösung“, erklärt Michael Müller, CEO der

Paysafecard Group. Ein weiterer Sicherheitsfaktor ist die Kostenkontrolle. Mit Prepaid kann man nur den Betrag ausgeben, um den man die Karte gekauft hat bzw. über die Summe, mit der man die Karte aufgeladen hat. Eine Überziehung ist nicht möglich. „Für viele Konsumenten ist das ein wichtiger Aspekt, da im Vorhinein entschieden werden kann, wie viel Geld für bestimmte Aktivitäten zur Verfügung steht“, so Müller. YUNA Card und Happy Schenkkarte können überall verwendet werden, wo MasterCard akzeptiert wird. Das sind weltweit 30 Mio. Akzeptanzstellen. Müller: „Alternative Zahlungsmethoden sind unaufhaltsam auf dem Vormarsch. Sicherheit und einfache Handhabung sind dabei Erfolgsfaktoren, die sowohl für den Konsumenten als auch für den Webshop entscheidend sind.“

www.paysafecard.com

Das Handy als Geldbörse

Rechnungen begleichen via Paybox: Hohe Sicherheitsstandards und Jugendschutzmaßnahmen.

Bezahlen mit dem Handy gehört zu den sichersten bargeldlosen Zahlungsmethoden. Erst im Vorjahr wurde das in einer Vergleichsstudie vom Österreichischen Institut für angewandte Telekommunikation, ÖIAT, bestätigt. Jochen Punzet, CEO von Paybox Austria: „Paybox erfüllt damit die zwei wesentlichen Kriterien für ein Online-Zahlungsmittel – rasche und unkomplizierte Abwicklung sowie höchste Sicherheit.“

Die Gründe dafür, warum eine Zahlung mit dem Handy so sicher ist, sind offensichtlich: Bezahlt man beim Online-Shopping mit dem Handy, werden keine Zahlungsdaten über das Internet übermittelt. Es muss lediglich die Handynummer eingegeben werden, wodurch keine

sensiblen Daten wie Namen oder Kontonummer gespeichert werden. Außerdem sind bei Paybox unzulässige Mehrfachbelastungen und Missbrauch durch Phishing, wie sie im Internet immer wieder vorkommen, technisch ausgeschlossen, da jede Zahlung per Anruf oder SMS bestätigt werden muss.

Hoher Sicherheitsstandard

Der Sicherheitsstandard ist so hoch, dass mittlerweile auch Banken das Handy als ein vom Internet getrenntes Instrument nutzen, um Online-Überweisungen zu bestätigen. Einen wichtigen Platz im Sicherheitskonzept nimmt der Jugendschutz ein. Das Handy ist im Alltag von Kindern und Jugendlichen zu einer Selbstverständlichkeit



Bei Zahlungen mit dem Handy werden keine sensiblen Daten wie Namen oder Kontonummern gespeichert. Foto: photos.com

geworden. Punzet: „Da ist es naheliegend, dass sie auch mit dem Handy bezahlen.“ Bei Zigarettenautomaten und anderen kritischen Bereichen wie Glücksspiele, Werten und Erotik gibt es eine alters-

abhängige Nutzungseinschränkung. Eltern können sich also – relativ – entspannt zurücklehnen, wenn ihre Sprösslinge wieder einmal online mit dem Handy bezahlen. *sog*

www.paybox.at

Sicherer Online-Zahlungsverkehr

Bezahlen übers Internet ist nicht nur für Konsumenten ein Thema. Auch Händler stellen monetäre Transaktionen mitunter vor Herausforderungen. Wer auf Nummer sicher gehen will, nimmt die Hilfe von Spezialisten in Anspruch.

Sonja Gerstl

Die Wirecard CEE, vormals Qenta, ist Teil des international agierenden Wirecard-Konzerns und Kompetenzzentrum für Österreich und die CEE-Märkte (Central and Eastern Europe). Mit über 1000 Händlern ist Wirecard CEE Österreichs marktführender Payment-Service-Provider und hat Anbindung an mehr als 20 nationale und internationale Zahlungsmittel.

Roland Toch, Geschäftsführer von Wirecard CEE: „Aufgrund der steigenden Anforderungen im E-Payment macht es für Händler Sinn, auf Spezialisten zurückzugreifen, die tagein, tagaus in diesem

Bereich tätig sind. Dadurch erreichen Händler höhere Leistung und Qualität und sie können sich besser auf ihre Kernkompetenzen, nämlich den Verkauf von Waren und Dienstleistungen im Internet konzentrieren. Allein durch den Wegfall von eigenem Aufbau des Know-hows im Bereich E-Payment ergibt sich für den einzelnen Händler eine enorme Kostenreduktion.“

Risiken berücksichtigen

Klar kalkulierbare Kosten, eine schnellere Reaktion auf Veränderungen im Bereich E-Payment, keine Investments in Soft- und Hardware sowie deren notwendige Updates und klar definierte Ansprechpart-



Online-Geldtransaktionen setzen Vertrauen voraus. E-Payment-Experten zeigen Händlern, wie es geht. Foto: Photos.com

ner sind die Vorteile eines Outsourcings. „Vor allem dann, wenn ein Unternehmen im Internet-Business rasch Fuß fasst und ein schnelles Wachstum verzeichnet, verschafft es sich durch die Ausgliederung des E-Payments entsprechend Luft, um weitere Expansionsschritte zu setzen“, so Toch. Zudem wäre zu beachten, dass bei ansteigenden Transaktionen auch ein adäquates Risikomanagement berücksichtigt

werden müsse. Wirecard CEE bietet vier Standardlösungen für Unternehmen: QPAY, die Bezahlseite für Webshops, QTILL, die Software zur Zahlungsabwicklung, QCALL, die Lösungen für die Verarbeitung telefonisch übermittelter Bezahlungen und QFILE, die Alternative zur Faxeinreichung. Die einzelnen Pakete werden individuell auf den Kunden abgestimmt.

www.wirecard.at

Professionelles Outsourcing

APA-IT managt für Unternehmen die komplette IT und sorgt so für einen reibungslosen Workflow.

Insbesondere am Medienmarkt ist die APA-IT vor allem im deutschsprachigen Raum auf ausgezeichnetem Kurs.

Der technische Betrieb der Nachrichtenagentur selbst stehen dabei schon als Referenz für sich. Gerald Klima, Geschäftsführer der APA-IT: „Dieses spezifische Branchen-Know-how macht unsere Stärke aus. Wir bieten unseren Kunden unser fundiertes Wissen um die Abläufe in Redaktionen, Medien und mediennahen Unternehmen.“ Zuletzt konnte man den Verband Österreichischer Zeitungen, kurz: VÖZ, als Kunden gewinnen. Dort kümmern sich die Profis der APA-IT seither um die gesamte Hard- und Software sowie um das komplette IT-Netzwerk. Die Systeme werden

rund um die Uhr überwacht, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des VÖZ steht zudem eine 24-Stunden-Hotline zur Verfügung.

Rundum-Service

Das Outsourcing-Team der APA-IT nimmt Unternehmen sämtliche IT-Sorgen ab und bietet maßgeschneiderte Lösungen. Zur Verfügung gestellt werden die komplette Hardware für den Office-Betrieb, außerdem kümmert man sich um Neuanschaffungen oder Reparaturen. Und auch die Software kann auf Wunsch komfortabel aus einer Hand bezogen werden. Sie wird individuell den Kundenbedürfnissen angepasst. Alle zwei Jahre werden lizenzpflichtige Updates durchgeführt, für die Kommunikation über



Unternehmen, die sich nicht selbst um ihre IT kümmern wollen, finden Unterstützung bei professionellen Anbietern. Foto: Photos.com

das Internet steht das ausfallssichere Hochleistungsnetzwerk der APA-IT zur Verfügung. Vorteil dabei: Ein einheitliches EDV-System reduziert die Fehleranfälligkeit.

Sollten dennoch Probleme auftreten, sind die Profis der APA-IT-Hotline 24 Stunden täglich und sieben Tage die Woche erreichbar. *sog*

www.apa-it.at

Volle Wahlfreiheit

Immer mehr Unternehmen denken aus Kostengründen ans Auslagern ihrer Unternehmens-IT. Outtasking eignet sich für Unternehmen, die erste Erfahrungen mit Outsourcing machen und rasch Ergebnisse sehen wollen. Die Bandbreite der zu beziehenden Dienste deckt alle Bereiche ab.

Christian Stemberger

Bei den IT-Dienstleistern stapeln sich die Anfragen zum Thema Outsourcing. Noch nie haben sich mehr Unternehmen für das Auslagern der IT interessiert als heute. Die Anbieter sind dementsprechend erfreut, obwohl nicht alles eitel Wonne ist.

Die neue Kundenwelle ist eine Erscheinung der Krise, und viele Interessenten betrachten Outsourcing daher als reines Instrument zur unmittelbaren Kostenkürzung. Mit dem Outsourcing sollte aber auch eine Modernisierung der IT-Landschaft und Bereinigung der Unternehmensprozesse einhergehen. Erst dann kann es seine volle Wirkung entfalten und die Wettbewerbsfähigkeit der Kunden beträchtlich steigern.

Große Veränderungen sind aber immer mit Investitionen verbunden. Daher erweisen sich die Vorstellungen über kurzfristige Einsparungseffekte oft als überzogen. Ist die Unternehmens-IT nicht in Topform, muss man Outsourcing mittelfristig betrachten, um das ganze Potenzial zu erkennen.

Erste Schritte

Unternehmen, die sich eine rasche Umsetzung erwarten, sind mit der kleinen Schwester des Outsourcing, dem Outtasking, oft besser beraten. Dazu können Unternehmen, die mit dem Auslagern der IT an Dienstleister noch nicht vertraut sind, Erfahrungen sammeln und diese dann in ein großes, später folgendes Outsourcingprojekt einbringen.

Beim Outtasking werden nur einzelne Aufgaben außer Haus gegeben, für diese hat sich der Begriff der „Managed Services“ etabliert. Kapsch Business Com bietet über 30 verschiedene Module an, die Lösungspalette erstreckt sich



Outtasking ist fast wie Einkaufen im Supermarkt: Der Kunde holt sich die gewünschten Produkte aus dem Regal und zahlt nur für die Leistungen, die er auch wirklich benötigt. Foto: Bilderbox.at

über die gesamte Bandbreite der Informations- und Kommunikationstechnologie und schließt unter anderem Unified Communications, Datenspeicherung und den Betrieb von Netzwerken mit ein. Durch den modularen Aufbau des Portfolios von Kapsch können Kunden gezielt Leistungen zukaufen, wo sie sie benötigen, abgerechnet wird dann über den tatsächlichen Verbrauch.

Karin Nissl, Sales Expert Managed Services bei Kapsch Business Com, ortet beim Kunden großes Interesse an Managed Services: „Der Kunde schätzt die Flexibilität. Er kann aus den beliebig kombinierbaren Modulen auswählen und sich seine Lösung bedarfsgerecht zusammenstellen.“ Stark nachgefragt werden

laut Nissl Security-Dienstleistungen von der Firewall bis zum Spam- und Virenschutz für den Mailserver. Im Sicherheitsbereich ist viel Know-how erforderlich, nicht jeder Kunde kann und will sich dafür eigene Spezialisten leisten. „Ein Dienstleister kann das besser und billiger“, betont Nissl.

Fort Knox

Sicherheitsbedenken gehören beim Outsourcing und Outtasking der Vergangenheit an. Das beweisen gerade

Bankendienstleister, die trotz beziehungsweise wegen ihrer extrem hohen Sicherheitsanforderungen Kundendaten immer öfter außer Haus lagern. In einer Stollenanlage tief in den steirischen Bergen stehen die Server des Hochsicherheitsrechenzentrums von Kapsch. Dort

sind sensible Unternehmensdaten optimal gegen Naturkatastrophen, Terror und Hacker geschützt.

In zwei voneinander abgeschotteten Stollen betreibt Kapsch zwei unabhängige Rechenzentren. „Damit ist das Sicherheitsniveau so hoch, dass wir die Auflagen für doppelte Sicherheit an einem Standort erfüllen können“, sagt Nissl. Andere Anbieter erreichen die sogenannte Standortredundanz nur, indem sie zwei mindestens zehn Kilometer voneinander getrennte Rechenzentren betreiben.

Eine neue Entwicklung im Outtasking sind die Cloud Services, die Wolke aus dem Rechenzentrum. Damit weiß der Kunde im Unterschied zur globalen Cloud, wie sie etwa Google vorantreibt, ganz genau, wo seine Daten sind. Trotzdem hat er alle Vorteile der globalen Cloud: So wird etwa das Back-up seiner Daten über die tatsächliche Speichermenge abgerechnet.

„Die Kunden schätzen die Flexibilität, die ihnen Outtasking bietet.“

KARIN NISSL,
KAPSCH BUSINESS
COM

Kleine groß machen

Der IT-Betrieb in Eigenregie ist für kleine und mittlere Unternehmen verhältnismäßig teuer. Wer dieses Management zu einem Dienstleister auslagert, gleicht diesen Wettbewerbsvorteil der Großunternehmen aus.

Christian Stemberger

Entgegen einer weitverbreiteten Meinung ist der Outsourcingmarkt schon lange nicht mehr ein exklusiver Tummelplatz für Großunternehmen. Heute lagern auch immer mehr Mittelständler ihre IT ganz oder teilweise aus. Eine von A1 Telekom Austria in Auftrag gegebene Studie belegt, dass bereits 14 Prozent der mittleren Unternehmen Outsourcing betreiben und weitere 36 Prozent sich darauf vorbereiten.

Selbst für Klein- und Kleinstunternehmer wird es immer attraktiver, IT-Dienste nach dem Prinzip von „Software as a Service“ (SaaS) aus dem Netz zu beziehen. Die Vorteile liegen auf der Hand: Anstatt des mitunter teuren Kaufes eines Softwarepakets, das der User vielleicht gar nicht allzu oft nutzt, wird per Mausklick abgerechnet. Und die webbasierten Dienste können über jeden halbwegs aktuellen Browser betrieben werden, die Frage der Kompatibilität mit der Hardware stellt sich also erst gar nicht.

Vermeintlich trivial

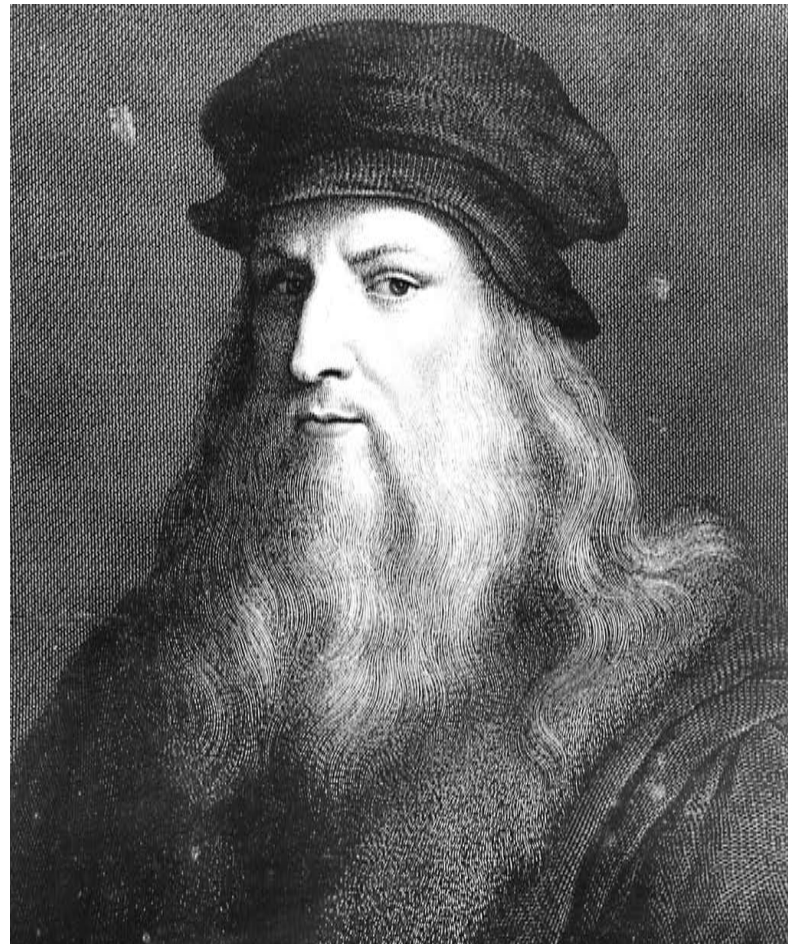
So einfach läuft es natürlich nicht ab, wenn ein mittelständisches Unternehmen ein Outsourcing-Projekt startet. Aber neben dem steigenden Kostendruck ist es gerade die immer weiter zunehmende Komplexität der Informationstechnologie, die das Auslagern der Unternehmens-EDV attraktiv macht, betont Christian Bauer, Leiter des Bereichs Business Marketing bei A1 Telekom Austria. Selbst vermeintlich triviale Vorhaben, wie etwa das Ausrollen eines neuen Betriebssystems für die Desktops, sind mittlerweile sehr

aufwändig und fordern gute Vorbereitung und hohen Wissensstand. Wissen, das sich der IT-Administrator eines kleineren Unternehmens erst mühsam erarbeiten muss – und das für ein einmaliges Projekt. Da sind große IT-Dienstleister, die solche Projekte gleichsam am Fließband abarbeiten, klar im Vorteil.

Gleichzeitig sehen Unternehmen immer weniger Möglichkeiten, sich mithilfe der IT einen Wettbewerbsvorteil gegenüber der Konkurrenz zu verschaffen. IT ist heute kein Differenzierungsfaktor mehr. Aber wenn die EDV-Systeme ausfallen sollten, steht das ganze Unternehmen, betont Bauer: „Damit rücken zwei Faktoren in den Mittelpunkt aller Betrachtungen: einerseits die Kostenfrage, andererseits Sicherheit und Verfügbarkeit.“

Waffengleichheit

Je höher die Stückzahl, desto niedriger die Produktionskosten. Diese einfache Wahrheit trifft nicht nur auf Produktionsbetriebe zu, sondern auch auf IT-Landschaften. Je mehr Server oder Desktops ein Unternehmen betreibt, desto günstiger kommen Anschaffung, Betrieb und Wartung pro Einheit. Das heißt aber auch, dass ein kleinerer Betrieb immer unverhältnismäßig viel Geld in seine IT investieren muss, um konkurrenzfähig zu bleiben. Zusätzlich kann ein Großunternehmen mit seiner vielköpfigen IT-Abteilung gut ausgebildete Spezialisten für jedes Fachgebiet anheuern. Die IT-Abteilung eines Mittelständlers kann die gesamte Bandbreite der notwendigen Kompetenzen nur schwer abbilden. Denn sie besteht oft aus nicht mehr als zwei oder drei Mitarbeitern. „Und falls es in der IT-



Muss ein Administrator alle Bedürfnisse eines kleineren Unternehmens abdecken, dann sollte es einer vom Schlage Leonardos sein. Foto: Photos.com

Branche noch Universalgenies geben sollte, wären sie unbezahlbar“, sagt Bauer.

Outsourcing ermöglicht damit kleinen und mittleren Unternehmen erstmals IT zu den selben Konditionen wie ein Großunternehmen zu beziehen. „In unseren Rechenzentren produzieren wir IT im großen Maßstab und können die Kostenvorteile an unsere Kunden weitergeben“, skizziert Bauer mögliche Einsparungseffekte, „und wir verfügen über hoch qualifizierte Fachkräfte, an die kleinere Unternehmen oft gar nicht mehr herankommen.“

Alles aus einer Hand

Heute kann bereits die komplette IT ausgelagert werden. Trotzdem wird Outsourcing noch immer vor allem mit der Infrastruktur und

mit Rechenzentrumsdienstleistungen in Verbindung gebracht. Das sind zwar die am stärksten nachgefragten Aspekte des Outsourcings, aber bei Weitem nicht alle. So kann ein Outsourcer auch das komplette Local Area Network (LAN) betreiben oder dem Unternehmen die Tischrechner inklusive Vorortbetreuung zur Verfügung stellen.

A1 Telekom Austria bietet seinen Kunden Komplettlösungen wie auch selektives Outsourcing, wobei Bauer in Komplettlösungen gewisse Vorteile sieht: „Wenn wir etwa für den Kunden eine Unified Communications-Lösung betreiben, müssen Netzwerk und Desktops gut darauf abgestimmt werden. Das funktioniert am besten, wenn alles aus einer Hand kommt.“

Ohne Blindflug in die Firmengründung

Der „Incubation Manager“ unterstützt Gründer bei der Umsetzung ihrer Geschäftsideen.

Christian Stemberger

Mit einer innovativen Idee ein Unternehmen zu gründen, ist entgegen landläufiger Meinung nicht so schwer. Meist ist lediglich ein Startkapital von rund 40.000 Euro nötig, die Fördertöpfe sind gut gefüllt und viele Institutionen bieten Unterstützung an. Doch die vielfältige Förderlandschaft erschwert die ersten Schritte der Gründer. Nicht nur Jungunternehmer, auch Klein- und Mittelunternehmen (KMU) mit einer neuen Produktidee schöpfen oft nicht alle Möglichkeiten aus.

„Nur wenige Gründer wissen, dass das Austria Wirtschaftsservice die Haftung für bis zu 80 Prozent des Betriebsmittelkredites übernimmt“, erzählt Wolfgang Rupp, Präsident des Verbandes der Technologiezentren Österreichs (VTÖ). Ein weiterer Stolperstein ist mangelndes Bewusstsein für die Bedeutung der Markteinführung:

„Der Markt ist die Nagelprobe. Auch die beste Idee und das tollste Produkt verkaufen sich nicht von allein.“ Oft wird das Pferd von hinten aufgezäumt, indem für eine vorhandene Technologie die passende Anwendung gesucht wird. Der ideale Innovationsprozess geht jedoch von einem erkennbaren Bedarf aus und sucht die passende technologische Lösung für dieses Problem.

Ideen-Geburtshelfer

„Je näher eine Idee zum Markt kommt, desto schwieriger wird es, für diese auch die passende Förderquelle zu finden“, erläutert Rupp das Spannungsfeld zwischen Innovationen, Förderungen und Markt. Außerdem werden Business Angels – Manager und Unternehmer, die ihr Kapital in neue Ideen investieren und gleichzeitig ihre Erfahrung mit einbringen – steuerlich nicht bevorzugt.



MP3 wurde in Deutschland entwickelt. Das Geschäftsmodell dazu fanden aber andere – und die machen heute die großen Profite. Foto: Photos.com

Aber Österreichs Gründer müssen nicht verzweifeln. Mit dem „Incubation Manager“ steht ihnen ein Berater zur Seite, der den Fördermarkt kennt, die Marktchancen einer Idee ermitteln kann und hilft, ein Produkt zur Marktreife zu bringen. Der VTÖ hat die Ausbildung zum „Incubation Manager“ ins Leben gerufen, da das Leistungsspektrum der Technologie- und Impulszentren sich nicht auf die Büroinfrastruktur beschränken darf, sondern ein maß-

geschneidertes Dienstleistungsangebot für Gründer bieten muss. Der Bedarf für diese Ideen-Geburtshelfer ist laut Rupp in Österreich mittlerweile gedeckt. Der VTÖ hat daher das Ausbildungsangebot an die Bedürfnisse der zentraleuropäischen Nachbarn angepasst und einen ersten Lehrgang mit Teilnehmern aus Tschechien, der Slowakei und Ungarn durchgeführt.

www.incubatrain.eu
www.vto.at

Region sucht Innovationssuperstar

Neue Ideen und Produkte werden mit Business pro Austria erfolgreich an den Markt herangeführt.

Es ist ein weiter Weg von einer ersten Idee bis zu einem erfolgreichen Unternehmen. Wer diesen gehen will, muss sich auf einige Fallstricke gefasst machen. Auf diesem Weg unterstützt die Wirtschaftskammer die breite Masse der Neunternehmer mit ihrem Gründerservice, am anderen Ende der Skala stehen die acht AplusB-Zentren, die Hochtechnologiegründungen aus den Universitäten heraus fördern. Dazwischen platzieren sich die 90 regionalen Impulszentren, die innovative Entrepreneure auf ihrem Weg in die Selbstständigkeit begleiten und bestehende Unternehmen bei der Umsetzung neuer Geschäftsideen fördern.

Um dabei den Zentren ein effektives Werkzeug in die Hand zu geben, hat der Verband der Technologiezentren (VTÖ) Business pro Austria (bpa) entwickelt. bpa ist ein standardisiertes Beratungsinstrument, das den gesamten Prozess von der Ausschreibung über die Beurteilung der eingereichten Ideen bis zu ihrer Umsetzung abdeckt.

Casting ohne Show

Ganz dem Zeitgeist entsprechend steht am Anfang ein Casting. Hier geht es aber nicht darum, sich vor Publikum lächerlich zu machen, sondern einer fachkundigen Jury sein Konzept darzulegen. Im ersten Jahr von bpa haben fünf Technolo-

giezentren den Ideenwettbewerb durchgeführt. Eine der siegreichen Innovationen ist Athrophon, das ohne Nebenwirkungen eine akustische Abklärung von Gelenkschäden im Frühstadium ermöglicht.

Die Sieger des Castings werden nun rund neun Monate bis zur Unternehmensgründung oder Produkteinführung begleitet. Dabei werden sie von drei Coaches aus den Bereichen Technologie, Marketing und Vertrieb sowie Fi-

nanzen unterstützt. „Der VTÖ plant, bpa zu einem jährlich in ganz Österreich stattfindenden Ereignis zu

machen“, so Generalsekretär Clemens Strickner. Heuer wurde die Initiative mit 50 Prozent vom Wirtschaftsministerium finanziert. Auch für die Zukunft hoffe man auf Unterstützung, etwa in

„Wer auf ein Expertennetzwerk zurückgreifen kann, hat gute Aussicht auf Erfolg.“

CLEMENS STRICKNER,
GENERALSEKRETÄR
VTÖ

Form eines Gründerschecks, den die Preisträger im Technologiezentrum einlösen können. cst

www.businessproaustria.at

Wilfried Pruschak: „Outsourcing war noch vor wenigen Jahren mit starken Berührungängsten behaftet. Heute sehen die Unternehmen das viel nüchterner. Aber entscheidend ist immer die Nähe zum Kunden“, sagt der Geschäftsführer des Outsourcing-Spezialisten Raiffeisen Informatik.

Globale Vorortbetreuung

Christian Stemberger

economy: Herr Pruschak, Raiffeisen Informatik hat mit der PC-Ware/Comparex Gruppe gerade einen großen Fisch geschluckt – weitgehend unbemerkt. Wir sprechen immerhin von einer Milliarde Euro Umsatz und 85.000 Unternehmenskunden.

Pruschak: Akquisitionen dieser Größenordnung gibt es in unserer Branche tatsächlich nicht jeden Tag. Die letzte vergleichbare Übernahme in Europa – die von Debis durch die T-Systems – ist schon ein paar Jahre her. Und ja, man hört wenig. Das mag daran liegen, dass PC-Ware/Comparex seinen Sitz in Leipzig hat und in Österreich ziemlich unbekannt ist. Aber wir hängen das auch nicht an die große Glocke.

Das Erfolgsrezept der IT-Industrie heißt Wachstum um jeden Preis?

Auch wenn wir heute der größte IT-Services-Anbieter in Österreich sind, ging es uns nicht um quantitatives Wachstum. Die Dienstleistungen der Raiffeisen Informatik basieren vor allem auf Rechenzentrumsausstattung und auf Standardsoftware. PC-Ware ist einer der größten Software-Reseller welt-



Cloud Computing ist mehr als eine Vision. Anonyme, weltweit zur Verfügung stehende Angebote werden aber vor allem Privater nutzen. Die Wolke der Unternehmen wird ein regionales Phänomen sein. Foto: Photos.com

weit, Comparex ist stark als Rechenzentrumsausstatter. Durch die Übernahme haben wir also unsere Kompetenz gestärkt und können alle Anforderungen, mit denen ein IT-Dienstleister konfrontiert ist, sehr gut bewältigen.

Welche Rolle spielt dabei die Präsenz von PC-Ware/Comparex in 27 Ländern?

Es war uns in den letzten Jahren unmöglich, mit dem rasanten internationalen Wachstum innerhalb der Raiffeisen Gruppe mitzuhalten. Mit der Übernahme können wir nun auch die internationalen Kunden im Konzern servicieren.

Regionalität ist ein besonderes Merkmal von Raiffeisen. Aber ist das in einer global aufgestellten Industrie nicht ein Klotz am Bein?

Nein, ganz im Gegenteil. Natürlich können immer mehr standardisierte Services aus einem globalen Angebot bezogen werden – das gilt besonders für Privatkunden. Aber auf Unternehmenskunden ausgerichtete IT-Dienstleister müssen die Landessprache beherrschen und

die Kultur verstehen. Ohne lokalen Vertrieb und die Betreuung vor Ort kommt man nicht in den Markt.

Raiffeisen Informatik ist seit bereits 40 Jahre im Outsourcing tätig. Das Geschäft mit dem Auslagern ist mittlerweile das weitaus größte Marktsegment in der IT-Branche. Wie haben Sie den Boom erlebt?

Vor etwa sieben Jahren, als der Boom begann, gab es noch große Berührungängste. Die Kunden fürchteten sich davor, von einem Anbieter abhängig zu sein. Sie stellten sich Fragen wie: Was ist, wenn es diesen Dienstleister in zwei Jahren nicht mehr gibt? Oder: Sind meine Daten sicher? Das wird heute viel nüchterner gesehen. Auch weil die Kunden die Erfahrung gemacht haben, dass wir Dienstleister die Risiken des IT-Betriebs besser im Griff haben – und das zu geringeren Kosten.

Raiffeisen Informatik selbst ist ja auch aus einem Outsourcing-Projekt entstanden. Wie hat Sie der Schritt von der IT-Abteilung zum Unternehmen verändert?

Dieser Schritt in den Markt hat uns gestärkt. Wir konnten Erfahrungen sammeln, und wir mussten uns am Markt behaupten. Heute machen wir wesentlich mehr Umsatz außerhalb der Raiffeisen Gruppe als innerhalb. So beweisen wir auch unseren Eigentümern jeden Tag, dass wir unsere Arbeit gut machen.

Wir befinden uns mitten in der nächsten großen Umbruchphase – Cloud Computing. Wie wird das Ihr Selbstverständnis als Anbieter beeinflussen?

Die Cloud wird die Qualität unserer Services weiter verbessern und damit das Auslagern der IT noch attraktiver machen. Sonst wird sich erstaunlich wenig ändern. Wir werden zwar die Technologie der Cloud nutzen, aber wir werden sie regional nutzen. Die Nähe zum Kunden wird auch in der Cloud ein entscheidendes Kriterium sein. Auch in Zukunft werden Unternehmen eine kritische Anwendung wie etwa die Buchhaltung niemals einem anonymen Dienstleister in Übersee übergeben.

www.raiffeiseninformatik.at

Zur Person



Wilfried Pruschak ist Geschäftsführer des IT-Dienstleisters Raiffeisen Informatik. Foto: Raiffeisen Informatik



Die Gegen-Wirtschafts-Politik

Mit Schlauchbooten gegen betonköpfige Politik. Ob in Wirtschaft oder Gesellschaft. Allzu schnell werden aktive, engagierte und couragierte Menschen noch immer als „Gegner“ diffamiert. Doch von ihrem Einsatz profitieren letztendlich alle.

Ralf Dzioblowski

Oida, waren die mal cool. Globalisierungsgegner: Sie waren DER Medienhype zu Anfang des Jahrtausends. Kein Schulhof-Antifa kam umhin, über sie zu reden. Keine Buchhandlung konnte darauf verzichten, einen Büchertisch mit „No Logo“ und „Schwarzbuch Markenfirmen“, den Standardwerken der Bewegung, aufzustellen. „Bravo“ und „Kronzeitung“ waren wahrscheinlich die einzigen Medien, die es schafften, niemals einen einzigen Artikel über die populärste Gruppe der Bewegung abzudrucken: Attac. Globalisierungskritik wurde zur Popkultur stilisiert.

Widerstand als Popkultur

Dem Kult, den man in Teilen der Öffentlichkeit mittlerweile um die Bewegung betrieb, tat das keinen Abbruch. Eher im Gegenteil: Die Heldengalerie der Bewegung hatte ihren eigenen Benno Ohnesorg und Rudi Dutschke und wurde fortan eifrig mit der legendären 1968er-Bewegung verglichen. Und die Bilder der Polizeigewalt verliehen den Globalisierungskritikern eine quasi-revolutionäre Aura. Ist es wirklich eine Liebe, die schnell verglüht? Erst war Attac die Hoffnung, dann der Lieblingsfeind vieler Linker. Attac ist in eine neue Phase gekommen. Die Hektik der Anfangsjahre ist einer kontinuierlichen thematischen Arbeit gewichen. Das soll aber nicht heißen, dass nichts Spektakuläres mehr passiert.

„Attac ist eine internationale Bewegung, die sich für eine demokratische und sozial gerechte Gestaltung der globalen Wirtschaft einsetzt“, erklärt David Walch, der Pressesprecher der Sektion Österreich. Attac Österreich, das am 6. November 2000 gegründet wurde



Engagierte Menschen werden oft ob ihrer non-konformistischen Ideen und unkonventionellen Aktionen als „Gegner“ diffamiert. Von den Anstößen, die sie geben, profitiert jedoch die Gesellschaft. Foto: Attac

und somit heuer 10 Jahre Jubiläum feiern kann, ist ein eingetragener Verein mit 4400 engagierten und couragierten Mitgliedern, die bereit sind, für eine bessere Welt nicht nur einen Obulus zu leisten, ob als Standard-, Förder-, Top-Förder- oder Sozial-Mitgliedschaft um 36, 70, 177 oder 14 Euro.

Von der Realität bestätigt

Dass das „Unternehmen“ die administrativen Kosten so niedrig wie möglich zu halten gezwungen ist, liegt auf der Hand. Neun Personen engagieren sich ehrenamtlich im jährlich neu gewählten Vorstand, mindestens fünf davon müssen Frauen sein. Lediglich vier „Attacisten“ sind hauptamtlich tätig, der seit 1. September 2010 tätige Geschäftsführer in Vollzeit, zwei mit 30 Stunden und eine 25-Stunden-Kraft. Das ist zwar ein Lean Management, aber entscheidend ist der Output.

„Wir haben schon einiges erreicht“, bekennt Walch. Durch die Finanzkrise sei die Autorität und Legitimation nochmals gewachsen und man erkenne sehr gut, dass die jahrelangen Forderungen von Attac nun auch von der offiziellen Politik übernommen werden.

Engagement mit Gütesiegel

50 Mitarbeiter von Greenpeace Österreich koordinieren die Aktivitäten im gesamten CEE-Raum. Das Mitarbeiterpotenzial umfasst darüber hinaus mehrere hundert Freiwillige, die sich temporär in Fußgängerzonen oder anderen Spots ehrenamtlich für die Organisation engagieren. „Greenpeace ist weltweit die einzige Organisation, die weder von der Wirtschaft noch vom Staat noch von einem Verein gesponsert wird. Wir prüfen selbst bei Privatspenden, ob nicht eine Firma dahintersteckt. Wir sind völlig un-

abhängig und Träger des Spendengütesiegels“, erklärt Pressesprecherin Melanie Beran nicht ohne Stolz. Das Spendenaufkommen von 141.000 Menschen in Österreich betrug im vergangenen Jahr rund 8,6 Mio. Euro. Damit finanziert die Organisation nicht nur Kampagnen zu den Themen Meer, Klima, Wälder, Energie, Gentechnik oder aktuell Atomrenaissance in Italien (www.stopberlusconi.at) – kurz vor dem Interview besetzte Greenpeace die italienische Botschaft in Wien –, sondern übernimmt auch einen Teil der Kosten für internationale Aktionen, um beispielsweise auch in den ärmsten Ländern der Erde Umweltaktionen durchführen zu können. Mit dem Schlagwort „Gegner“ hat Beran keine Berührungsängste: „Es gibt ganz einfache Dinge, gegen die man sein muss.“



Oh du mein Österreich

Die Wirtschaft braucht die besten Köpfe der Welt, doch die Politik in Österreich stellt ihr dumme Sprüche in den Weg. Eine subjektiv gefärbte Beobachtung über die Chancen, die dieses Land kleingeistig wegwirft.

Margarete Endl

Im Vorstand der OMV sind derzeit zwei Personen mit Migrationshintergrund: der gebürtige Brite David Davies und der gebürtige Holländer Jaap Huijskes. Dennoch käme niemand auf den Gedanken, die beiden Männer als „Person mit Migrationshintergrund“ zu bezeichnen. Weil der ursprünglich von Soziologen geprägte Begriff nun die politisch korrekte Bezeichnung für „Ausländer“ geworden ist. Und zwar für die Problemfälle unter den Ausländern – die mit den schlechten Deutschkenntnissen. Viele gut ausgebildete Migranten und Migrantinnen der zweiten Generation wehren sich bereits gegen die von ihnen so erlebte neue Stigmatisierung.

Deutsch statt Holländisch

Natürlich würde auch keine Innenministerin von einem Davies oder einem Huijskes verlangen, vor der Einreise nach Österreich Deutschkenntnisse nachzuweisen. Als EU-Bürger können sie sowieso nicht zum Deutsch-Können gezwungen werden, und in ihrer Vorstandstätigkeit müssen sie nicht Deutsch können. Denn die Konzernsprache der OMV ist Englisch.

Die Internationalisierung der österreichischen Wirtschaft passiert real schneller als in den Köpfen der führenden Politiker und Politikerinnen. Bestimmte Äußerungen von Politikern sind fast putzig. So erregte Außenminister Michael Spindelegger (ÖVP) im Juni Aufmerksamkeit, als er sagte, dass Österreich Migranten brauche. Doch die von ihm genannte Zahl war weit von der Realität entfernt: 100.000

Personen bis zum Jahr 2030, um den Bevölkerungsschwund aufgrund der niedrigen Geburtenrate auszugleichen.

Im Volkszählungsjahr 2001 lebten 7.322.000 Österreicher und 711.000 Nicht-Österreicher im Land. Der Ausländeranteil betrug also 8,9 Prozent. Unter den „Österreichern“ sind auch alle eingebürgerten Nicht-Österreicher inkludiert.

Auch Spindeleggers Forderung, Österreich müsse die bestqualifizierten Ausländer anziehen, ist nett. Durch die EU-Binnenmigration gibt es Wanderungsbewegungen, die Politiker nicht mehr beeinflussen können. 2009 wanderten 108.000 Personen in Österreich ein, 87.000 wanderten aus. Von den Zugewanderten benötigten nur 8000 eine staatliche Genehmigung. Migranten sind mobil, und um die Besten reißen sich alle. Die werden sich dort niederlassen, wo sie Freiheit zum Atmen haben und nicht mit „Wiener Blut“-Plakaten belästigt werden.

Maier statt Hossain

Oder mit Wohnungsvermittlern, die einem jungen Mann mit dem Namen Hossain keine Wohnung vermitteln wollen. In diesem Fall wollte die Mutter, eine Österreicherin, die Geburtsurkunde ihres in Wien geborenen Sohnes vorlegen – bevor sie sich eines Besseren besann und nach einem Weg suchte, den Immobilienheini wegen Diskriminierung zu verklagen. Doch das geht in Österreich nicht. Simon Inou, kamerunisch-österreichischer Journalist, lächelte nur müde, als er in der Frage um Rat gebeten wurde. Afrikaner müssen sowieso in Parallelwelten Wohnungen suchen.



Eine Migrantin, die ihre Pharmazieausbildung nostrifizieren lässt. Ob sie dann als Kopftuchträgerin einen Job findet, ist ungewiss. Foto: Andy Urban

Jede vierte Person mit Migrationshintergrund arbeite in einem Job, der unter ihrer Qualifikation liege, ergab eine Studie des Instituts für Bildungsforschung, die auf Erhebungen der Statistik Austria beruht. Das ließe sich auch in Gesprächen mit dem ägyptischen Zeitungsverkäufer ums Eck oder einer iranischen Asylwerberin herausfinden. Asylsuchende erleiden durch jahrelang erzwungene Untätigkeit eine Dequalifizierung – oft in Berufungen, die in Österreich dringend nachgefragt werden.

Auch Frauen, die in Österreich in die Schule gingen, perfekt Deutsch

sprechen, aber aus religiösen oder identitätsstiftenden Gründen ein Kopftuch tragen, haben wenig Chancen auf dem Arbeitsmarkt.

Telefonistin statt Bankbeamtin

Sie können als Telefonistin in einem Call Center arbeiten, aber nicht als Bankbeamtin hinter einem Schalter. Eine große Bank, die das ausprobierte, stellte den Versuch schnell wieder ein. Bankkunden hatten sich beschwert. Im Übrigen: Im Aufsichtsrat der OMV sind genau zwei Frauen. Sie stammen aus Dubai und aus der Türkei. Eine trägt ein Kopftuch.

„Ich bin ein Produktfanatiker.“

Josef Zotter über Unternehmenswerte, Kakaobauern in Nicaragua und momentane Wirtschaftslage.

Michael Liebming

economy: Ihre erste Selbstständigkeit mit vier Konditorei-Filialen endete nach nur neun Jahren 1996 in der Insolvenz. Erst danach verschieben Sie sich der Schokoladenproduktion. War Ihr Scheitern das große Glück für Schokoholics?

Josef Zotter: Der Spruch „Man muss scheitern, damit man g'scheiter wird“ mag stimmen, es ist aber nicht zwingend notwendig. Ich habe mir damals auch keine Bentleys oder Ferraris geleistet. Allerdings haben wir schon seit 1992 im Hinterstübchen handgeschöpfte Schokolade produziert. Jedoch haben wir uns vorher die Frage gestellt: Welche Schokolade können wir produzieren? Wir haben uns klar positioniert. Wir beschäftigen uns Tag und Nacht mit Schokolade und versuchen, Kunden zu begeistern.

Wie lautet Ihr Erfolgsgeheimnis?

Ich bin ein Produktfanatiker. Wir verwenden ausschließlich gute Rohmaterialien aus ökologischem Landbau, Produkte von hoher Qualität, die hervorragend schmecken und nicht nach dem Preiskriterium ausgesucht werden. Manche meinen, wir könnten beim Zucker sparen oder bei den Erdbeeren, aber ich stehe zur Qualität.

Einer Ihrer Unternehmenswerte ist das Engagement für fairen Handel.

Wir benötigen Spitzenkakao. Die Bauern in Nicaragua hatten ja eine Mentalität des Handaufhaltens. Sie haben dabei verschämt weggeschaut. Ich habe ihnen gesagt, dass ich kein Geld habe. Aber wenn sie gute Kakaobohnen machen, dann zahle ich den doppelten bis dreifachen Marktpreis. So beschäftigen wir ein paar Hundert Kakaobauern. Wenn ich sie heute besuche, zeigen sie mir zuerst den Kakao und schauen mir beim Gespräch in die Augen.

Wir haben halt versucht, Visionen zu entwickeln und sie umzusetzen.

Wie funktioniert die Kontrolle vor Ort? Ihr Unternehmenssitz befindet sich schließlich in Riegersburg in der Steiermark.

Ich verlasse mich auf Organisationen. In Nicaragua werden Fair Trade-Prämien verteilt, aber die kriegt nicht der Bauer, sondern die Allgemeinheit für Schulprojekte oder den Bau von Wasserbrunnen. Manch ein Bauer sagt, das sehe er nicht ein, er arbeite nicht für andere. Da braucht es in weiterer Folge konsequente Unternehmer, die sagen: „Aus, da mache ich nicht mit.“

Der Unternehmer und seine Verantwortung: gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten eine heikle Thematik. Meistens steht ja der Mitarbeiterabbau an erster Stelle.

Der Mitarbeiter ist doch das höchste Gut eines Unternehmers. Wenn mir die Zahlen sagen, ich muss zehn Leute abbauen, dann schaue ich zuerst einmal, was kann ich machen, damit ich meine Mitarbeiter behalte. Manchmal muss man auch Verantwortung tragen und sich eine Auszeit zum Nachdenken nehmen. Wir erzeugen beispielsweise zehn bis zwölf Prozent unseres Strombedarfs mit einer eigenen Photovoltaikanlage und verwenden die Kakaoshalen für die Humusproduktion oder als Brennmaterialbeimischung für die Dampfanlage, die wiederum ca. 50 Prozent unseres Gesamtenergieverbrauchs deckt.

Wie läuft's bei Zotter in der derzeitigen Wirtschaftslage?

Wir sind ein Unternehmen, das in einem hart umkämpften Wettbewerb bestehen und natürlich auch Gewinne machen muss. Zotter ist nicht das Traumunternehmen, das als Einziges im Universum existiert. Aber Prozesse verändern sich.



Die Idee mag nicht neuartig gewesen sein. Doch Josef Zotter beeindruckt mit über 300 außergewöhnlichen Geschmacksrichtungen. Foto: Zotter

Die Regionalität rückt wieder mehr in den Vordergrund. Es geht hier nicht um Rückbesinnung, sondern man hat festgestellt, dass man keine fünf Fernseher benötigt, keine drei Autos oder Handys braucht. Es geht um ein neues System, es geht um eine neue Wertschöpfung. Wir sollten nicht in den nächsten 100 Jahren die ganzen Ressourcen verbrauchen.

Ein Vorteil der Genussmittelindustrie? Man leistet sich ja auch schon mal eine zweite Tafel ...

Schokolade ist nun mal ein kleiner Luxus, der ja auch ein bisschen verboten ist. Schokolade wird manchmal heimlich konsumiert. Ich spiele ja mit dem Feuer aufgrund der Kalorien.

Der New York Times-Artikel, die Einladung zu einem Vortrag nach

Harvard – 2010 scheint hervorragend zu laufen?

Der augenblickliche Zustand ist ein sensationell megageiler. Ich habe alles erreicht, was man erreichen kann. In Harvard waren wir überhaupt das erste Unternehmen mit knapp 100 Mitarbeitern, das dort vorgestellt wurde. Aber die müssen bemerkt haben, dass da eine Marke entsteht, dass wir ein Produkt auf den Markt bringen, ohne großartig Studien zu machen.

Gibt es keine Grenzen für Ihr Unternehmen?

Was es sicher nicht geben wird, ist der Gang an die Börse, oder dass uns ein großes Unternehmen wie Nestle kauft, nur weil wir ins Produktportfolio passen. Da steckt so viel Emotion und Herzblut drinnen, und es gibt Werte, die mir in meiner Familie auch wichtig sind.



Insel der seligen Handaufhalter

Österreich ist im internationalen Korruptionsranking zuletzt deutlich abgesunken. Die Anti-Korruptionsmaßnahmen werden als zahnlos empfunden, und die aktuellen Skandale sind kein Grund zur Hoffnung, die Unkultur des Gebens und Nehmens würde bald eingedämmt.

Arno Maierbrugger

Transparency International, die nichtstaatliche Organisation zur Aufklärung und Bekämpfung der internationalen Korruption, macht sich Sorgen um Österreich. Unser Land hat sich auf dem jährlich erscheinenden Korruptionsindex in den letzten Jahren zunehmend verschlechtert und lag 2009 auf Platz 16 gegenüber Platz 12 im Jahr 2008.

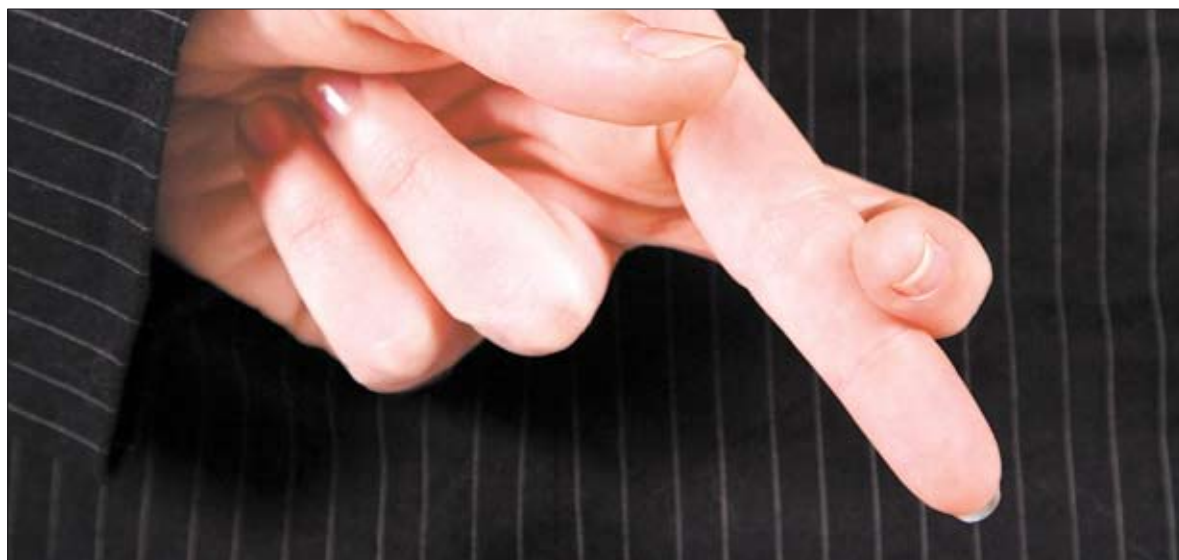
Die Organisation sprach gar von einer „signifikanten Verschlechterung binnen mehrerer Jahre“. Während Österreich zuvor stets im oberen Mittelfeld der westlichen Industrieländer zu finden war, droht es nun nachhaltig zurückzufallen, mahnt Transparency International.

Erstmals seit 1999 lag Österreich im vergangenen Jahr hinter Deutschland. Länder wie Dänemark, Singapur, Irland, Australien, Hong Kong und Kanada machen alle eine bessere Figur als Österreich. Sinkt das Land im Index weiter, finden wir uns in Gesellschaft mit Uruguay, Estland und Zypern wieder.

Mangelnde Unabhängigkeit

Der volkswirtschaftliche Schaden durch Korruption wird heuer 26 Mrd. Euro ausmachen, gemäß einer Berechnung des Linzer Wirtschaftswissenschaftlers Friedrich Schneider – gegenüber 21 Mrd. Euro im Jahr 2005. Könnte die Korruption auf den geringeren Wert der Schweiz gesenkt werden, dann wäre eine um sieben Mrd. Euro höhere Wirtschaftsleistung möglich, so Schneider.

In einem Bericht des Europarates wurde festgestellt, dass Österreich – das erst 2006 mit großer Verzögerung der 1999 von Europarat eingerichteten Staatengruppe gegen Korruption (GRECO) beitrug – sich erst „in einem frühen Stadi-



In Österreich wird wieder mehr geschmiert, und das Vertrauen in die Korruptionsbekämpfung durch den Staat ist an einem Tiefpunkt angelangt. Foto: Photos.com

um der Korruptionsbekämpfung“ befindet. Negativ wird das Fehlen einer ressortübergreifenden, auch die Länder und den privaten Sektor einbeziehenden Anti-Korruptionsstrategie der Regierung hervorgehoben und die Initiierung einer derartigen interinstitutionellen und multidisziplinären Zusammenarbeit eingemahnt. Kritisiert wird auch die mangelnde Unabhängigkeit der wichtigsten Kontrollinstanzen zur strafrechtlichen Verfolgung von Korruption, nämlich Staatsanwaltschaften und Polizei; darüber hinaus auch deren mangelnde personelle Ausstattung.

Die derzeitige Situation in Österreich lässt befürchten, dass an der Bekämpfung von Korruption und der Stärkung der legislativen Mittel noch hart gearbeitet werden muss. Ein besonderes Problem ist nach wie vor das Weisungsrecht des Justizministers und der Staatsanwälte, ein Umstand, dem stets der Odeur der politischen Einflussnahme anhaftet. Der politische Wille,

dies zu ändern, ist nach wie vor unausgeprägt, kritisiert Eva Geiblinger, Vorsitzende von Transparency International Österreich.

Zwar gibt es seit 2009 eine Sonderstaatsanwaltschaft zur Korruptionsbekämpfung, womit einer Forderung von Transparency International entsprochen wurde. Allerdings gab es keine Freistellung dieser Sonderstaatsanwaltschaft vom Weisungsrecht des Justizministers.

Vertrauen erschüttert

Damit lasse sich in der Öffentlichkeit der Verdacht nicht entkräften, dass gerade in Strafsachen mit politischem Hintergrund Einfluss auf die Verfolgungstätigkeit der Staatsanwälte genommen werden könnte, wodurch das Vertrauen der Bevölkerung in die Justiz erschüttert wird, so Geiblinger.

Auch die OECD ist mit dem Umgang Österreichs hinsichtlich Korruption nicht zufrieden. Österreich sei gar eine „Korruptionsoase“,

meinte der Schweizer OECD-Experte Mark Peith kürzlich in einem Interview. Unter anderem sei die Justiz in vielen Fällen zu wenig hartnäckig, auch das österreichische Korruptionsstrafrecht biete Lücken. Insgesamt zeige Österreich „wenig Enthusiasmus, Korruption zu bekämpfen“.

Sieht man sich die aktuellen politisch-wirtschaftlichen Skandale vor allem – aber nicht nur – in Kärnten an, wird man den Eindruck nicht los, dass sich hier eine politische Kaste verselbstständigt hat und dass Geben und Nehmen zur Institution geworden ist.

„Wo viele Menschen zusammenkommen, treffen auch verschiedenste Interessen, Eigennutz und Missgunst aufeinander. Warum sollte das in Österreich anders sein als im Rest der Welt?“, sagte Strabag-Chef Hans Peter Haselsteiner kürzlich in den Oberösterreichischen Nachrichten.

Vielleicht weiß er es besser als der normale Durchschnittsbürger.



KONICA MINOLTA

The essentials of imaging



bizhub C652



bizhub 751

bizhub 601



bizhub C562

bizhub 501

bizhub C452



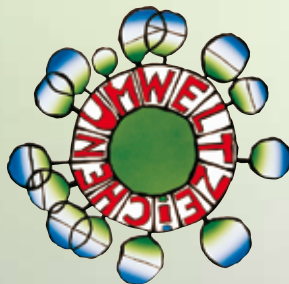
bizhub 421

bizhub 361

bizhub C360

bizhub C280

bizhub C220



Trauen Sie Ihren Augen: Ausgezeichnete Office-Systeme!

Energiesparend, leise und besonders effizient: bizhub Multifunktionssysteme sind nicht nur ausgezeichnet für Ihr Office, sondern auch für die Umwelt! Mit dem österreichischen Umweltzeichen. Infos auf www.konicaminolta.at

Dossier

Moral

Nester des Widerstandes

In den Dörfern, aus denen gut integrierte asylwerbende Familien abgeschoben werden, wehren sich Nachbarn und Freunde immer häufiger gegen diese Politik. Die Erfahrung mit der Ohnmacht radikalisiert „brave“ Österreicher.

Ich fühle mich immer noch schuldig, dass wir damals nichts getan haben“, sagt Hans Jörg Ulreich leise. Er sagt es an dem Ort, wo aus dem Immobilienunternehmer Ulreich ein Mann des öffentlichen Widerstands wurde. Der Ort: ein graues, sanierungsbedürftiges Wohnhaus in der Arndtstraße im 12. Bezirk in Wien. Dort wohnen seit September vier Familien, deren Asylantrag endgültig abgelehnt worden ist und denen nun die Abschiebung droht. Ulreichs Unternehmen hatte das Haus vor einiger Zeit gekauft, in ein paar Jahren wird es saniert werden. Nun hat Ulreich mehrere Wohnungen hergerichtet und den Familien zur Verfügung gestellt.

Von der Ohnmacht ...

Damals, im vergangenen Februar, erlebte Ulreich etwas Einschneidendes: Bernard und seine Familie wurden in den Kosovo abgeschoben. Bernard ist ein Freund seines zehnjährigen Sohnes, die beiden haben miteinander Fußball gespielt.

„Bernard ist ein Wunderkicker“, sagt Ulreich. „Er redet Deutsch wie mein Sohn. Ich wusste gar nicht, dass er Ausländer war, geschweige denn Asylant.“ Im Februar wurde Bernard von der Polizei geholt und von der Familie getrennt in Schub-

haft genommen, drei Tage später in den Flieger nach Priština gesteckt.

„Der ganze Ort stand ohnmächtig daneben“, sagt Ulreich. Der Ort: Winzendorf, nahe der Hohen Wand in Niederösterreich. Doch die Ohnmacht währte nicht lange. Ulreich tat, was wohlherzogene, demokratiegläubige Bürger in so einer Situation tun: Er schrieb an Politiker. An den Landeshauptmann, an den Bundespräsidenten. „Doch keiner fühlte sich zuständig. Alle haben sich abgeputzt. Sie haben sich hinter dem Recht versteckt.“

Daraufhin setzte er die Öffentlichkeit in Bewegung. Mit einer über E-Mails verbreiteten Petition sammelte er Tausende von Unterschriften. „Auch die Unterschriften haben nichts bewirkt. Und gleichzeitig werden die Plakate grauslicher, die Diskussionen grauslicher, die Gesetze grauslicher.“

... zum Handeln

Reden, schreiben und demonstrieren, das allein ist offensichtlich zu wenig. Da hatte die Rechtsberaterin Karin Klaric eine Idee: Die von Abschiebung bedrohten Familien könnten in Zelten untergebracht werden, Freunde könnten sich schützend davorstellen. Dazu bräuchten sie eine Wiese. „Eine Wiese habe ich nicht in Wien, aber



Foto: Andy Urban

ein Haus“, sagte daraufhin Ulreich. Das war im August. Dann wurde der Plan ausgeheckt. Die Gewerbetreibenden im Haus wurden in den Plan eingeweiht – sie unterstützten ihn vorbehaltlos. Im Blitztempo wurden mehrere Wohnungen saniert, die ersten gefährdeten Familien sind eingezogen.

Ob er sich vor etwas fürchte? „Nein. Nicht vor der Polizei“, sagt Ulreich mit seiner leisen Stimme. „Aber ich fürchte mich vor dem Urteil meiner Kinder, wenn ich jetzt nichts tue.“ Seinen Großeltern könne er keine Vorwürfe machen.

Fortsetzung von

Dossier Moral

Fortsetzung von Seite 31

Sie wären fürs Flugzettelverteilen umgebracht worden. Aber wir? „Noch nie war eine Generation so reich und so frei wie unsere. Und noch nie so feig und so ängstlich. Die Politiker fürchten sich vor den Wählern, und wir fürchten uns vor der Obrigkeit.“

Erich Hametner wirkt nicht wie einer, der sich vor der Obrigkeit fürchtet. Er ist ein geselliger, hemdsärmeliger Typ, mit jedem sofort per Du. Ein Fachmann für Trockentechnik, Unternehmer in Grünau im Almtal. Dort betreibt die Volkshilfe ein Heim, in dem Flüchtlingsfamilien leben. Hametner ist einer der Nachbarn. Im Laufe der Jahre hat sich zwischen einer Familie aus Aserbaidschan und ihm eine enge Freundschaft entwickelt. Er wurde Taufpate von einem der beiden Kinder.

Im Mai brach die Krise aus. Nach jahrelangem behördlichem Schweigen wurde die Familie vor das Asylgericht geladen. Hametner begleitete sie nach Wien. Und sah im dortigen Asylverfahren seine bisherige Welt auf den Kopf gestellt. „Ich war fünf Jahre Laienrichter am Arbeitsgericht. Da gilt: im Zweifel für den Angeklagten. Doch beim Asylgericht wird dem Asylwerber prinzipiell nichts geglaubt, alles wird angezweifelt“, sagt Hametner. Am Ende verwies die Richterin den Fall an die Fremdenpolizei zurück. Die habe sofort einen Ausweisungsantrag gestellt, obwohl sie laut Gesetz der Familie einen Antrag auf Bleiberecht ermöglichen hätte müssen.

Nun legte sich Hametner ins Zeug. Er fuhr mehrmals zum Bezirkshauptmann, teils in Begleitung des Grünauer Bürgermeisters. Die Fremdenpolizei habe gesetzeswidrig agiert, legte er dar. Der Bezirkshauptmann könne ein humanitäres Bleiberecht aussprechen. Er solle doch wie ein Christ handeln, wenn schon ständig das christliche



„Freunde schützen“ – so heißt das Haus, in dem vier Familien Schutz vor Abschiebung suchen. Eine Webkamera in den Augen des Schneemanns (Foto auf Seite 31) dokumentiert mögliche Polizeieinsätze im Hof. Foto: Andy Urban

Abendland beschworen werde. „Ich habe das Kind taufen lassen, ich trage Verantwortung“, sagte Hametner. Worauf der Bezirkshauptmann meinte, er gehe auch in die Kirche, aber leider Gottes müsse er Gesetze vollziehen. Der Satz komme ihm bekannt vor, sagte Hametner.

Einschüchterung und Schikane haben bewirkt, dass die Familie auf weitere Rechtswege verzichtet und Österreich verlassen wird. Für eine zweite Familie, eine Frau aus Nigeria und ihre beiden Töchter, denen dort Genitalverstümmelung droht, kämpft Hametner noch.

Was er in den Asylverfahren erlebte, hat ihn verändert: „Ich habe immer an den Rechtsstaat geglaubt. An die Justiz, die nach Gerechtigkeit sucht. An alles, was die Demokratie am Leben erhält. Jetzt graust mir, wenn ich ein Polizeiauto sehe.“

Winzendorf, Grünau, Röthis, Wolfau. Gemeinden, von denen man normalerweise nie etwas hört. Dörfer mit freiwilliger Feuerwehr und Fußballverein, wo man sonntags noch in die Kirche geht und die

Männer nachher zum Stammtisch ins Gasthaus. Jeder kennt jeden, oder so gut wie. Das sind Orte, in denen sich Flüchtlingsfamilien oft gut integrieren können. Wo selbst anfängliche Skepsis der Einheimischen verfliegt, sobald sie die neuen Nachbarn persönlich kennenlernen. In diesen Dörfern ist der Schock besonders groß, wenn nach Jahren des gemeinsamen Lebens die Behörden die Familie ausweisen.

Aufstand in Röthis

Doch selbst ein kollektiver Aufschrei gegen Abschiebungen war bisher nicht erfolgreich. Mit einer Ausnahme: Röthis in Vorarlberg. Dort sollten am 25. Februar die Durmis, ein Paar mit zwei kleinen Töchtern, in den Kosovo zurückgeschickt werden. Die Polizei sollte die Familie um fünf Uhr morgens abholen. Zwei

enge Feundinnen der Frau, Amrei Rüdissler und Kerstin Vogg, hatten sich darauf vorbereitet. Sie riefen Freunde, Journalisten und den Bürgermeister Norbert Mähr (ÖVP) an und baten sie, dabeizusein. Als die

drei Polizisten kamen, verwickelten die Leute sie in Diskussionen über die moralische Rechtmäßigkeit des Gesetzes. Rüdissler und Mähr weckten Behördenvertreter und Politiker aus dem Schlaf. Nach einer Stunde ließ die Bezirkshauptmannschaft die Abschiebung abbrechen. Nun wird der Asylantrag noch einmal geprüft.

Auch in Wolfau im Burgenland versuchte der ganze Ort samt Bürgermeister Walter Pfeiffer (ÖVP), der Familie Gjoni mit ihren vier Kindern das Bleiben zu ermöglichen. Es hat nichts genützt. Im August reiste die Familie unter Zwang „freiwillig“ in den Kosovo zurück.

Lange glaubten Österreichs regierende Parteien, die Bevölkerung wolle eine Verschärfung der Asylgesetze. Kritik an ihrer Politik, etwa vom UN-Flüchtlingshochkommissariat und Menschenrechtsgruppen, hat sie ignoriert. Doch nun scheint sich die Regierung von den Regierten zu entfernen – und diese lassen sich nicht mehr alles gefallen.

Margarete Endl

„Noch nie war eine Generation so reich und so frei wie unsere. Und noch nie so feig und so ängstlich.“

HANS JÖRG ULREICH

„Ich habe immer an den Rechtsstaat geglaubt. Jetzt graust mir, wenn ich ein Polizeiauto sehe.“

ERICH HAMETNER

Dossier Moral

Die Grausamkeiten des Führens

Niccolò Machiavelli, der Verfechter der zynischen Machtausübung, findet immer noch Eingang in die Management-Literatur. Sein philosophischer Konterpart, Baron de Montesquieu, zeigt, wie es auch anders gehen kann.

Es gab eine Zeit, da brühten sich Geschäftsführer und sonstige Managementpersönlichkeiten in österreichischen Unternehmen gerne in ihrer Machiavelli-Position: Die Machtausübung ohne Rücksicht auf Verluste, die Hinnahme von Kollateralschäden in Sinne des Ausräumens von Karrieregegnern und die Zementierung der eigenen Rolle.

Dass damit heutzutage kein Unternehmen zu führen ist, kam ihnen nicht in den Sinn. Faktoren wie soziale Intelligenz, Teamwork und Motivation sind weitaus zeitgemäßer als der Standpunkt des alten Machiavelli, wie ein Fürst über seine Lohnabhängigen zu regieren.

Kein Wunder, dass der Begriff des Machiavellismus daher oft als abwertende Beschreibung eines politischen oder sozialen Verhaltens gebraucht wird, das raffiniert, aber ohne ethische Einflüsse von Moral und Sittlichkeit die eigene Macht und das eigene Wohl als Ziel sieht.

Die simple Auffassung Machiavellis war es ja, dass alle anderen Menschen als undankbar gegenüber ihren „Wohltätern“ eingeschätzt wurden und nur ein gewisses „Ehrgefühl“ sie davon abhielte, ihrem Wohltäter zu schaden. Dass dies im modernen Managementumfeld gelinde gesagt eine kindische Position ist, ergibt sich daraus fast schon von selbst.

Eines der Kernprinzipien im machiavellistischen Management ist die Überbewertung von Loyalität. Abwertend interpretiert: Je mehr Jasager der Manager um sich sammelt, desto mehr fühlt er sich in seiner Rolle bestätigt.

„Die, welche ganz zu dir halten und nicht habgierig sind, musst du ehren und lieben“, schreibt Machiavelli beispielsweise im „Der Fürst“,



Niccolò Machiavelli gilt als Begründer einer Lehre, die Macht über Moral stellt. Wenn allerdings das Wohl des Führenden über allem steht, wird der Rest der Mannschaft nicht mitmachen. Foto: Santi di Tito/Wikipedia

seinem kontroversiellen Buch über die Kunst des Führens.

Doch wer will heute nur als Speichellecker seines Dienstgebers angesehen werden? Das Prinzip stammt, mit Verlaub, aus dem 16. Jahrhundert. Im Grunde handelte es sich um die Einkehr des Zynismus in die Führungsrolle, ein Prinzip, das meistens zu Konflikten und weniger zu Lösungen führt.

Alternative Strategien

Es gibt beileibe andere Überlebensstrategien im wettbewerblichen Umfeld. Letzten Endes sind Machiavellisten schwache Charaktere, denen die Umstände ihrer Position erst gestatten, Macht auszuüben, weil es ihnen an Persönlichkeit mangelt. Sobald sie ihren Posten verlieren, verschwinden sie in der Versenkung.

Ganz anders die Prinzipien des Baron de Montesquieu, der beschrieb, wie sich der Ehrgeiz, die Ruhmsucht und die Gier einzelner Menschen in einem politischen und wohl auch in

einem wirtschaftlichen System so umleiten ließen, dass sie sich zum Wohle der Gesamtheit auswirken.

Nach Montesquieus Prinzipien besteht Management vor allem aus Teamarbeit und ist nicht geprägt durch die Führung eines Einzelnen. Dass dies einem Management alten Schlages sauer aufstößt, ist klar. Denn die Bewältigung von Teamarbeit ist eine weit kreativere und größere Aufgabe als die autoritative Führung, und die Resultate sind in den meisten Fällen erheblich besser.

Vertreter des Machiavellismus müssen sich auch damit auseinandersetzen, dass dieses Prinzip nicht zu selten in die Nähe zum Faschismus gerückt wurde, wenngleich es dabei wahrscheinlich über Gebühr vereinnahmt wurde.

Jedenfalls ist die Auffassung, dass Erfolg nur mit Gift und Dolch, Lüge und Verbrechen erreicht werden kann, heute bereits etwas überholt.

Obwohl: Umgelegt auf die heutige Politik findet sich Machiavel-

lismus in seiner ganzen Mannigfaltigkeit wieder, verfeinert vielleicht noch durch die neurolinguistische Programmierung der Fremdschuld-Zuweisung, die von Grasser und Konsorten so gerne gebraucht wird. Dass dadurch letzten Endes nur Rechtsbruch ausgelöst wird, erleben wir ja derzeit.

In der Politik sei alles erlaubt, dekretiert Machiavelli. Es gebe kein Gut und kein Böse – nur taugliche und untaugliche Mittel. Verwerflich sei nur der Mangel an Entschlusskraft – „dass die Menschen weder verstehen, in Ehren böse noch mit Vollkommenheit gut zu sein“. Das Recht zur Grausamkeit hänge „nur davon ab, ob die Grausamkeiten gut oder schlecht angewandt sind“. Und vom richtigen Timing: „Gewalttaten muss man alle auf einmal begehen, damit sie weniger empfunden werden und dadurch weniger erbitern“, rät er.

Ein Ratschlag, der nur zu Verbitterung führen kann.

Arno Maierbrugger

Dossier Moral

„Die Ursache der Moral ist ...

... oft nur ein niedriger Blutdruck.“ So spöttelte der englische Schriftsteller Samuel T. Coleridge vor gut 200 Jahren. Inzwischen haben Wissenschaftler hochspannende Erkenntnisse über die Entstehung der Moral gewonnen.

Oft geistert noch die Vorstellung einer *Tabula rasa*, eines unbeschriebenen Blattes in unseren Köpfen herum. Laut dieser Theorie John Lockes aus dem 17. (!) Jahrhundert ist bei der Geburt noch alles offen. Das Neugeborene ist ein unbeschriebenes Blatt. Erst die Erfahrungen, die es sammelt, entscheiden über seine spätere moralische Entwicklung.

Erster Entwurf bereits angeboren

„Alles falsch“, sagen Wissenschaftler heute. Bei der Entstehung von „Moral“ spielt die Biologie die tragende Rolle. Ähnlich wie beim Sprachinstinkt soll es auch für das Erlernen moralischer Werte eine Art Vorprogrammierung des Menschen geben. Der Evolutionspsychologe Steven Pinker von der Eliteuniversität Harvard schreibt in seinem eindrucksvollen Buch „Das unbeschriebene Blatt“, dass Babys schon von Geburt an eine Art Vorwissen über die physische sowie soziale Welt haben. Es handelt sich dabei laut heutiger Evolutionspsychologie um eine Art von erstem Entwurf, der es uns erleichtert, bestimmte Dinge zu erlernen, und der schließlich durch Erfahrungen ergänzt oder auch umgeschrieben werden kann. Doch er existiert bereits, bevor wir die ersten Erfahrungen machen.

Dieser erste Entwurf scheint im vorderen Stirnhirn abgespeichert zu sein. So haben Untersuchungen gezeigt, dass Unfallopfer, die im Säuglings- oder frühen Kleinkindalter eine Verletzung in dieser Region erlitten, in späteren Jahren nicht mehr fähig waren, Regeln des sozialen Zusammenlebens oder moralische Werte wie zum Beispiel Empathie zu erlernen. Diese Fähigkeit hängt also mit hoher Wahrchein-



Kommen Menschen mit einer Art Instinkt zur Welt, der das Erlernen moralischen Denkens begünstigt? Foto: Photos.com

lichkeit vom Funktionieren der Nervenzellen in dieser Hirnregion ab.

Genau dasselbe, nur anders

Der Sozialpsychologe Jonathan Haidt von der University of Virginia hat nun untersucht, woraus dieser erste Entwurf bestehen könnte. Seiner Arbeit zufolge teilen wir uns, stark verallgemeinert, fünf Grundsäulen: Fürsorge, Fairness, Loyalität, Autorität und Reinheit. Die Begriffe sind recht großzügig gefasst. Unter Reinheit fällt zum Beispiel auch allgemein „Kontrolle über den Körper“, unter „Loyalität“ auch schlicht „gruppentaugliches“

Verhalten. Moralisches Handeln und Empfinden kann laut Haidt immer zumindest einer dieser Grundsäulen zugeordnet werden.

Nun stimmt es natürlich, dass wir alle gleich, aber auch, dass manche gleicher sind. Nicht jeder definiert diese Grundsäulen für sich identisch, zudem kommt es auch zu unterschiedlichen Hierarchien. Eine der Haupterkenntnisse aus Haidts Forschungsarbeit ist, dass Konservative alle fünf Grundsäulen als wichtig einstufen – im Unterschied zu Liberalen, für die Fürsorge und Fairness essenziell sind, Loyalität, Autorität und Reinheit

jedoch „hinterherhinken“. Seiner Studie zufolge zieht sich dieser hierarchische Unterschied zwischen Liberalen und Konservativen durch alle untersuchten Kulturräume hindurch. Was sich aber von Kultur zu Kultur bisweilen stark unterscheidet, sind die Definitionen der jeweiligen Punkte. Loyalität mag für zwei Menschen subjektiv als gleich wichtig eingestuft werden – zwischen ihren Vorstellungen davon, was Loyalität ist, können sich trotzdem Welten auftun. Das Spektrum reicht von simplem Gruppenzusammenhalt bis zu völliger Selbstaufgabe des Individuums zum Wohle der Gruppe.

Diese Parameter entscheiden unter anderem schließlich darüber, ob Extreme wie Rachemorde zur Wiederherstellung der Ehre akzeptiert oder, wie von unserer Gesellschaft, als „Familiendramen“ bedauert und verurteilt werden. Die unterschiedlichen Ausprägungen sind freilich nicht angeboren, sondern kulturell bedingt, das heißt erlernt.

Wäre die Biologie allein am Werk, sähe es dennoch düster aus, da das Kontrollelement wegfiel. Existiert Aussicht auf Strafe bei Betrug oder Fehlverhalten, steigt die Bereitschaft zur Kooperation unheimlich. Diese Überwachungsfunktion kann vom Gesetz oder auch von der Religion eingenommen werden. Erst dadurch kann eine Gruppe oder Gesellschaft auf längere Sicht funktionieren.

Die Erforschung dieses Gebietes steckt noch in den Anfängen. Doch eine Vielzahl voneinander unabhängiger Studien zeigt, dass wir für das Erlernen moralischer Regeln biologisch vorprogrammiert sind. Vielleicht ist es ja schon an der Zeit, sich von einer 300 Jahre alten Vorstellung zu verabschieden.

Emanuel Riedmann

Dossier Moral

Laut gebrüllt ist halb gewonnen

Die Angst vor Karl Roves Wahlkampfmethoden sitzt bei den Demokraten zu Recht tief: Der Politstrategie holte zwei Wahlsiege für George W. Bush. Auch beim Kongresswahlkampf ist Rove nun wieder in seinem Element.

Erst vor einem Jahr“, schreibt Tim Dickinson im Magazin *Rolling Stone*, „war die Republikanische Partei für tot erklärt worden.“ Ohne nennenswerte Führungsfiguren und von zwei verheerenden Wahlen gezeichnet – die Kongresswahlen 2006 und Obamas Kür zum Präsidenten zwei Jahre später – schien die Grand Old Party (GOP) ideenleer und ausgelaugt. Dass im Sommer des darauffolgenden Jahres die Medien rund um die Uhr von einer neuen republikanischen Protestbewegung berichten sollten, schien da noch unvorstellbar. Mobilisierung war nicht der Begriff, den man nach der Niederlage John McCains mit den Konservativen in Zusammenhang brachte.

Roves Schmutzkübel

Heute zittern die Demokraten vor der Teaparty-Bewegung, deren Leute zu Zehntausenden auf die Straße gehen, Amerika zurückfordern und vor wenig zurückschrecken: Obama als neuen Hitler zu beschimpfen gehört jedenfalls nicht dazu. Inzwischen gilt als nahezu sicher, dass bei den Kongresswahlen im November kein Stein auf dem anderen bleiben wird. „Die beunruhigendste Geschichte der heurigen Wahlen verbirgt sich hinter einer seltsamen Kombination aus Zahlen und Buchstaben“ steht im *New York Times*-Editorial vom 18. September. Gemeint ist 501(c)(4), eine Rechtsform für gemeinnützige Organisationen, denen Unternehmen, ohne Deklaration wohlgermerkt, Geld für den Wahlkampf zukommen lassen können. Einzige Bedingung des Gesetzgebers: Die Organisationen, die

zumindest in der Theorie dem sozialen Wohl dienen sollten, dürfen bei ihren Wahlempfehlungskampagnen Kandidaten nicht beim Namen nennen. Hinter manchen Gruppen stehen bekannte Gesichter – wie etwa Karl Rove hinter American Crossroads. George W. Bushs Schmutzkübelcampagner unterhält laut *New York Times* bereits Kampagnen gegen Demokraten in Kalifornien, Pennsylvania und Nevada.

Die Angst vor Rove sitzt bei den Demokraten tief. Seine Wahlkampf-taktik, ohne Rücksicht auf Verluste auf die Schwächen des politischen Gegners einzudreschen, brachte Bush immerhin zwei Wahlsiege ein. In Erinnerung ist etwa der Präsidentschaftswahlkampf 2004, als sich Bush auf John Kerrys Meinungsänderung zur Irakkriegfinanzierung einschoss. Erst 2006, als die Republikaner Senat und Repräsentantenhaus an die Demokraten verloren, musste Rove eine Niederlage einstecken.

Der 70-Millionen-Dollar-Bericht

Acht Jahre zuvor begann alles damit, dass Bill Clinton erklärte: „Ich hatte keine sexuelle Beziehung mit dieser Frau, Fräulein Lewinsky.“ Der Präsident verteidigte sich gerade gegen die Anschuldigung, eine frühere Mitarbeiterin, Paula Jones, sexuell belästigt zu haben. Der mit der Untersuchung Clintons beauftragte Jurist Kenneth Starr trug schließlich einen 70-Mio.-Dollar teuren Bericht zusammen, auf dessen Basis ein Amtsenthebungsverfahren gegen den Präsidenten eingeleitet wurde.

Den entscheidenden Hinweis hatte Starr von Linda Tripp erhal-



Kongresswahlen 2010: George W. Bushs Schmutzkübelkampagnenstrategie Karl Rove droht mit „Change“. Foto: Photos.com

ten, einer Vertrauten Lewinskys, die Telefonate aufzeichnete. Dass Teile aus dem mit – wie Kritiker meinen – unnötigen sexuellen Details gefüllten Bericht an die Presse gelangten, gilt gewissermaßen als Beweis des politischen Kalküls hinter dem Verfahren. Der Schuss ging letztlich nach hinten los: Weder verlor Clinton sein Amt, noch konnten die Republikaner die Stimmung im Herbst 1998 im Vorfeld des Amtsvergehens für einen Erfolg bei den Kongresswahlen nutzen. Repräsentantenhaussprecher Newt Gingrich, der das Amtsenthebungsverfahren vorangetrieben hatte, musste kurz danach seinen Hut nehmen. Ihm war nicht zuletzt sein eigenes, mitunter ausschweifendes Privatleben in die Quere gekommen. Als Clinton im Jänner 2001 an Bush übergab, bestätigten ihn Umfragen als einen der beliebtesten Präsidenten nach dem Zweiten Weltkrieg.

Lösungen für die Probleme der Amerikaner, vor allem die Arbeitslosigkeit, haben Teaparty-Anhänger und Republikaner nicht parat. Doch es gelingt ihnen, die Bevölkerung aufzuwiegeln und der Regierung die Schuld zu geben. Und sie setzen auf Altbewährtes: aus Prinzip alles abzulehnen, was von demokratischer Seite vorgeschlagen wird.

Angedrohter „Change“

Vom lauten Gebrüll und von der Androhung, bei den kommenden Wahlen erneut einen „Change“, eine Veränderung herbeizuführen, wirken die Demokraten höchst beeindruckt. Wahrscheinlich zu Recht. Denn dass das Stimuluspaket allein im ersten Jahr zwei Millionen Jobs geschaffen haben soll und dass Obama die erste Version einer allgemeinen Krankenversicherung durchgesetzt hat, interessiert derzeit niemanden.

Alexandra Riegler



Ein etwas anderer Job: Politiker

Unterwegs mit einem Polit-Prof: „Als Politiker wird eine Person bezeichnet, die ein politisches Amt oder ein politisches Mandat, im Idealfall durch Volkswahl, innehat. Meist wird sie dabei von Parteien und Verbänden unterstützt“, so Wikipedia. Und wie sieht der Alltag eines Politikers aus?

Ralf Dzioblowski

Hamburg, 8 Uhr 30, wieder mal Regen. Zwischenstopp München. Es ist ziemlich windig. Weiterflug nach Rom. Die Sonne brennt.

Rüdiger Maresch (58) – seit 2001 Gemeinderat der Grünen in Wien mit den Schwerpunkten Verkehr, Umwelt, Stadtplanung – braucht kein Drei Wetter Taft. Seine Frisur hält. Sein Aktionsradius ist zwar bescheidener als jener der Dame in der 1980er-Jahre-Werbung, doch nichtsdestotrotz eilt, ja hetzt er nicht nur zu Wahlkampfzeiten von Termin zu Termin, von Veranstaltung zu Veranstaltung. Sein wöchentliches Arbeitspensum beträgt zwischen 60 und 70 Stunden, in Zeiten wie im aktuellen Wiener Wahlkampf kommen locker auch schon einmal bis zu 80 Stunden zusammen. Und dennoch schwärmt der karenzierte AHS-Lehrer voller Leidenschaft: „Politiker zu sein, ist ein total interessanter Job. Es gibt keinen Tag, der so ist wie der andere. Es gibt keinen Trott. Und genau das macht diesen Beruf so spannend und interessant.“

6 Uhr 30: Aufstehen, Morgentilette, Frühstück. Dann der Blick durchs Fenster: Regen ist angesagt. Das bedeutet Regenschutz und Fahrradhose, denn ein Grüner Politiker lebt auch vorbildlich vor, für was er sich einsetzt. Vom 17. Bezirk hinunter ins Büro ins Rathaus sind es nur 10 Minuten. Kurz nach acht ruft Maresch seine E-Mails ab und beantwortet sie umgehend. Viel Zeit bleibt nicht, denn um 8 Uhr 30 beginnt die halbstündliche Klub Sitzung, bei der sich die Abgeordneten für die anstehende Stadtratssitzung abstimmen, bei der er gleich zwei der sechs Anträge seiner Partei stellen wird. Bevor er sich in den „Ring“, den altehrwürdigen Plenarsaal des



Rüdiger Maresch ist ein Politiker, der sich in Wien mit hohem Engagement für Verkehr, Umwelt und Stadtplanung einsetzt. Foto: Die Grünen

Wiener Rathauses wagt, das an diesem Tag ob der „Aktuellen Stunde“ über den vom *Profil* eruierten Filz sozialdemokratischer Firmengeflechte einem Tollhaus gleicht, trifft sich Maresch mit einem jahrzehntelangen Weggefährten zu einem halbstündigen Hintergrundgespräch: Wiens Bürgermeister Michael Häupl. Seit ihrer Studen tenzeit verbindet sie eine enge persönliche Beziehung, wiewohl sie sich in verschiedenen politischen Lagern beheimatet sehen.

Beruf oder Berufung?

Nach einer hitzigen Debatte steht der öffentliche Nahverkehr als erster Tagesordnungspunkt (TOP) auf der Agenda. Mehr als nur ein Steckenpferd von Maresch: Hier macht er sich für das grüne Tarifmodell „1/10/100“ stark, das vorsieht, eine

Tagesnetzkarte um einen Euro, eine Monatskarte um zehn Euro und eine Jahreskarte um 100 statt 449 Euro einzuführen, um die Attraktivität des öffentlichen Nahverkehrs zu erhöhen. Dies sei durchaus finanzierbar, sagt er. Beispielsweise durch City-Maut Gebühren oder durch die Ausdehnung der Parkraumbewirtschaftung. Dass der Antrag (noch) keine Chance auf eine breite Zustimmung hat und bei der späteren Abstimmung auch abgelehnt werden wird, ist ihm klar. Aber sich dafür einzusetzen, damit könne man, so sein Credo, nicht früh genug beginnen. Politik sei eben ein Geschäft, bei dem man Ausdauer und Geduld brauche, und für jede Idee, für jede Vision komme ihre Zeit.

In einem zweiten Redebeitrag geht Maresch nicht auf Wunschdenken, sondern auf ein ganz konkretes

Projekt ein: auf die geplante Durchgangsstraße im Gasometervorfeld. Mit Verve und guten Argumenten will Maresch seine Zuhörer von der Unsinnigkeit dieses Vorhabens überzeugen. Es gelingt ihm leider nicht. Die Bilanz der Sitzung sieht wie folgt aus: Über 19 Anträge wurde abgestimmt, sechs brachten die Grünen ein, vier stammten aus der Feder von Maresch. Zwei der sechs Beschlüsse der Grünen wurden beschlossen, der Rest abgelehnt.

Dennoch zeigt sich Maresch zufrieden und sinniert über den Wahlausgang am 10. Oktober. Sollten die Grünen Koalitionspartner der SPÖ werden, was „zu zwei Prozent“ wahrscheinlich sei, könnte er sich Avancen auf einen Stadratsposten machen. Doch laufe es wohl auf eine Koalition von SPÖ und ÖVP hinaus. „Die ÖVP ist zahm und daher der bequemere Partner für die regierende SPÖ“, so Maresch. Vor allem von der SPÖ seien die Medien „angefüttert“, also mit Inseraten gut versorgt. Kritik wie jene im *Profil* sei daher gerade nicht an der Tagesordnung. Die Grünen indes treten traditionell basisnah im öffentlichen Raum an.

Wie Maresch, der bereits auf dem Sprung zum Standl am Elterleinplatz in Hernals ist. Dort werden den Bürgern verkehrs- und kulturpolitische Themen nahegebracht, mit vielen überzeugenden Argumenten und mehr als 99 Luftballons. Die Nähe zum Bürger sei das A und O. Nach diesem Termin geht es unmittelbar zu einem Empfang. „20 Jahre Ökologieinstitut“ gilt es zu feiern. Für einen Berufspolitiker der Grünen ein Pflichttermin, denn es gilt, einerseits Präsenz zu zeigen und andererseits „Vernetzungsarbeit“ zu leisten.

Maresch tut beides. Bis spät in den Abend.

PayLife

**Das Besondere ist nicht, die Nr. 1 zu sein,
sondern, sie zu bleiben.**



Die Nr.1 im Kartenzahlungsverkehr.

PayLife macht das Zahlungsleben der ÖsterreicherInnen moderner, einfacher und sicherer. Bei Innovation im Kartengeschäft steht PayLife seit 30 Jahren an der Spitze: von der Karte über das Bankomat System bis zur neuen PayLife Bankomat-Kasse.

Alle Infos finden Sie auf www.paylife.at

PayLife. Bringt Leben in Ihre Karte.





Das Schweigen der Gierigen

Die Omertà beherrscht auch das korrumpierte Politik- und Wirtschaftsleben in Österreich

Arno Maierbrugger

„Öffne nie deinen Mund, außer du sitzt in einem Zahnarztstuhl.“

Das umschreibt im Wesentlichen das Prinzip der Omertà, der Schweigsamkeit in Kreisen des organisierten Verbrechens. Getätigt wurde der Ausspruch von Sammy Gravano, einem höheren Boss der US-amerikanischen Cosa Nostra, ein schwerer Bursche in Mafia-Kreisen.

Das Prinzip des Dichthaltens ist einer der wesentlichen Faktoren dafür, dass Korruption und in weiterer Folge organisiertes Verbrechen funktionieren.

Es existiert allerdings bei Weitem nicht nur in kriminellen Kreisen, sondern ist ein gesellschaftliches und soziales Phänomen:

So muss etwa bei der Anerkennung von Kriegsverbrechen stets eine Mauer des Schweigens durchbrochen werden, das sich die Beteiligten auferlegt haben. Dasselbe gilt

für Menschenrechtsverletzungen in dafür anfälligen Regimes.

Ein anderer Bereich aktueller Omertà ist etwa das Thema des sexuellen Missbrauchs in der Kirche.

Anderes Spielverhalten

Zusammenhalten und Schweigen heißt es auch bei den aktuellen Finanz- und Korruptionsdelikten in Österreich. Omertà scheint zum Überlebensprinzip einer ganzen politischen Kaste geworden zu sein, wie Josef Urschitz in der *Presse* kürzlich in für das bürgerliche Blatt ungewöhnlicher Deutlichkeit ausführte. Die Bestechungs- und Vertuschungskultur sei sogar „zur Existenzfrage der politischen Kaste geworden“.

Das ist nicht sehr schmeichelhaft für Österreich, und man fragt sich, wie sich dieser Zustand entwickeln konnte. Ist es vielleicht deshalb, weil Korruption und indirekte Einflussnahme stets einer Art Schweigepflicht, sozusagen



Ein Mafioso macht keine großen Worte: zu viel reden endet meistens tödlich. Auch heimischen Politikerkreisen mangelt es an Transparenz. F.: Photos.com

einem Gaunerkodex unterstehen, der gemütlichen österreichischen Variante der Omertà? Wie kann es sonst sein, dass laut Transparency International der jährliche Schaden durch Korruption auf sechs Mrd. Euro beziffert wird?

Max Burger-Scheidlin, Experte der Internationalen Handelskammer (ICC), sagt: „Für Österreich ist die Korruption ein Riesensproblem.“

Es ist für die Beteiligten eine vermeintliche Win-win-Situation und sie haben Interesse daran, das Thema Korruption nicht an die Oberfläche kommen zu lassen.“

Schweigen also allerorten, bis hinauf in die höchsten Kreise. Wer sich transparent und anständig verhält und auch brav seine Steuern zahlt, muss sich wie der reinste Idiot vorkommen.

Notiz Block



Smarter Cities: IBM Symposium

2050 werden 80 Prozent der Menschen in Städten leben. Die zukünftigen

Megacities schaffen neue Anforderungen an ökonomische Aktivitäten und innovative Verkehrslösungen. Städte bleiben die Zentren von Finanzwelt, Industrie,

Dienstleistungen, aber auch der kulturellen Verschiedenheit und der politischen Dynamik. Informationstechnologie wird bei der Lösung dieser Herausforderungen eine wichtige Rolle spielen. Zukünftige intelligente Strukturen müssen jetzt entwickelt werden – mit einem Bewusstsein in der Gesellschaft für die vielfältigen Herausforderungen und Chancen für eine nachhaltige Entwicklung.

www.ibm.at

GigaNetz-Ausbau von A1 Telekom

Aon Highspeed-Internet für 1,5 Mio. österreichische Haushalte und Gewerbebetriebe. Seit Anfang September sind 1,5 Mio. oder 36% aller österreichischen Standorte mit Highspeed-Internet (bis 30 Mbit/s)

versorgt. Neben den Glasfaser-Pilotprojekten wird auch die neueste VDSL-Technologie zur Nutzung von Breitband ausgebaut. „Die Internetnutzer sind hungrig nach Bandbreite. Bis 2011 wollen wir zwei Mio. Standorte mit einer geeigneten Netzinfrastruktur versorgen“, so Hannes Ametsreiter, Generaldirektor von A1 Telekom Austria.

www.telekom.at

Großauftrag für Kapsch CarrierCom

Mit dem Zuschlag für ein globales Zug-Kommunikationssystem auf Basis der neuen R4-Technologie für die britische Network Rail erhält Kapsch CarrierCom neuerlich einen internationalen Großauftrag.

www.kapsch.net
red/cc

Leben

Von Schlampen und Betrügern

Seitensprung als gesellschaftliches Phänomen: Rund jeder Zweite ging bereits einmal fremd, doch kaum einer spricht darüber. Betroffene führen ein Doppelleben zwischen Familienalltag und schönen Mußestunden, zeitlichem Druck, Geheimniskrämerei und der ständigen Suche nach Alibis.

Michael Liebming

„Leugnen, lügen, leugnen“, erklärt der 40-jährige Wiener Hubert K.* seine Taktik, wenn seine Ehefrau Verdacht schöpfen würde, dass er seit mehreren Monaten in einer Dreiecksbeziehung lebt. Nach rund fünf Jahren monogamen Ehelebens lernte er seine Zweitfrau am Arbeitsplatz kennen. Doch erst viel später tauschte der WU-Absolvent seine Heile-Welt-Idylle mit drei sich im Vor- und Volksschulalter befindenden Kindern und einem weit über dem österreichischen Durchschnitt liegenden Spitzenverdienst gegen ein emotionales Pendlerleben zwischen Ehefrau und Geliebter.

So lange Mag. K. nicht verheiratet war, hatte er seine Beziehungen eher locker gesehen, wie er süffisant gesteht. Mit der Treue nahm er es nie so genau. Während seines Studiums hatte er zeitweise Beziehungen mit drei Frauen gleichzeitig. „Stress pur, vom Zeitmanagement bis hin zum Sexualleben. Das geht fast nicht, außer du gerade unter Donjuanismus leidest“, stellt er rückblickend fest.

„Im Eheleben, vor allem wenn Kinder zur Beziehung hinzukommen, läuft nicht immer alles harmonisch. Wahrscheinlich ist es ein Versuch des Ausbrechens“, gibt sich der Fremdgehende nachdenklich. Seinen neuen Lebenszustand führt er im Geheimen, sieht ihn gleichzeitig als Herausforderung. Lokal- oder Kinobesuche sind passé, da sich das Liebespaar nicht in der Öffentlichkeit zeigen kann. Eingeweichte gibt es kaum. Mitwissertum stelle wegen möglichen Verplauderns eine Gefahr dar. Kreativität sei gefragt, wenn glaubhafte Alibis benötigt werden. „Möglichkeiten gibt es immer. Bei Firmenveranstaltungen geht man halt früher.“



Dreiecksbeziehungen dringen selten an die Öffentlichkeit. Betroffene schweigen, und die Gesellschaft steht dem Seitensprung ablehnend gegenüber. Foto: Photos.com

Schenkt man verschiedensten Studien Glauben, so ist Hubert K. kein Einzelfall. Jeder Zweite ging schon einmal fremd und jeder Dritte hat sogar seinen aktuellen Partner hintergangen. Aktuelle Forschungsarbeiten zum Verhalten von Untreuen ergaben, dass über 40 Prozent der Treulosen länger als einen Monat fremdgehen. Fast ein Drittel betrügt sogar länger als ein halbes Jahr, der klassische One-Night-Stand kommt eher selten vor.

Polygame Strukturen

Lebte Herr K. rund 8731 Kilometer weiter südlich in Südafrika und wäre er Zulu wie der Präsident Jacub Zuma, könnte er sogar ein zweites Mal heiraten. Schließlich ist Polygamie unter den Zulus erlaubt, auch wenn es das Beziehungsleben nicht gerade erleichtert. Präsident Zumas zweite Frau ließ sich scheiden, die dritte nahm sich das Leben. Die Ehen Nummer Vier und Fünf schloss er erst kürzlich.

„Moral?“, fragt Hubert K., um selbstredend zu antworten: „Die wird dir von der Gesellschaft aufgezungen. Als meine neue Angebete-

te ihren Freundinnen von unserem Verhältnis berichtete, meinten die ob der minderjährigen Kinder mehr als deutlich ‚Schlampe!‘.“

Dem emotionalisierten Thema Seitensprung wird mit Ablehnung begegnet. Unsere Gesellschaft schlägt sich auf die Seite der Fremdgegner, zumindest aber auf die Seite des betrogenen Partners, wie auch Sexualexperten aufgrund ihrer Erkenntnisse aus der Beratungspraxis festhalten: „In unserem Kulturkreis ist das Nein immer stärker als das Ja.“

Trotzdem wollen die Ratgeber das Thema Seitensprung aus der moralischen Ecke herausholen, um eine echte Diskussion zu ermöglichen, schließlich sei der Mensch nicht dafür ausgelegt, monogam zu leben, zumal das Abenteuer frischer Verliebtheit immer wieder reizt.

Scheidung als Lösung?

Für Hubert K. sind die Verhältnisse klar verteilt. „Die Familie darf durch die neue Beziehung keinen Nachteil haben. Insofern wird die Geliebte irgendwann allein übrig bleiben.“ Dieser Ansicht wider-

sprechen allerdings die aktuellen Scheidungszahlen in Österreich. 2009 waren diese zwar rückläufig betrogen aber immer noch 46 Prozent, wobei mit 53,8 Prozent in Wien die Scheidungsrate über dem bundesweiten Durchschnitt lag. Meist war nach zehn Jahren Schluss, wobei das Scheidungsalter bei beiden Geschlechtern knapp über 40 Jahren lag.

„Im Augenblick des Zusammenkommens und Kennenlernens und dann in der Phase der Verliebtheit ist das Rundherum doch völlig egal. Da denkt keine und keiner an moralische Grundsätze. Es ist einfach nur schön“, erzählt Ex-Single Elsbeth G. (44)*. Die in einem Salzburger Krankenhaus tätige Ärztin hat seit dem vergangenen Silvesterabend eine Beziehung mit einem verheirateten Mann. Sofort gab dieser ihr das Versprechen, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, da er sowieso schon von ihr getrennt lebte. Mittlerweile wartet Elsbeth G. auch im neunten Monat noch auf die Einlösung des Versprechens.

*Namen von der Redaktion geändert



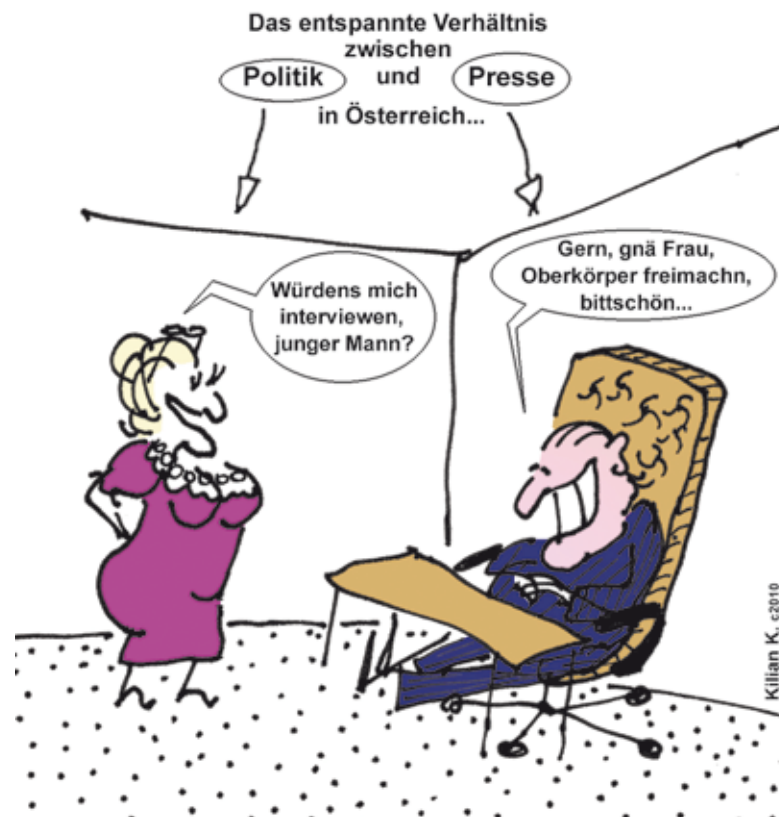
Arno Maierbrugger

Geben und Nehmen



Nachdem sich die Korruptionsdebatte in Österreich so zugespißt hat und die Journalisten am lautesten geifern, sei schon mal eines gesagt: Nehmt euch selbst bei der Nase. Es wird keiner in der Branche abstreiten können, dass die Korruptionsbereitschaft im Spannungsfeld Journalismus und Marketing groß ist. Und damit sind keineswegs die Brötchen auf der Pressekonzferenz oder das bezahlte Abendessen mit den diversen Gesprächspartnern gemeint. Die Hemmungen schwinden vielmehr bei allem, was gut und was teuer ist. Die Spitzenreiter des Gebens und Nehmens sind Auto-, Reise-, Society- und Telekomjournalisten, und

die Palette spannt sich breit. Die Selbstverständlichkeiten von Testgeräten, geborgten Autos, Gratis-SIM-Karten, gesponserten Wellnesswochenenden und aufregenden Fernreisen haben sich in der Branche bereits so eingebürgert, dass man beinahe vergessen hat, doch vielleicht einmal Bilanz zu ziehen: Wie tief sitzt die Korruption bereits? Gibt es noch so etwas wie journalistische Integrität? Wie steht der Chefredakteur dazu? Wird man als Journalist deswegen von den Marketingabteilungen hofiert, weil man gut ist, oder weil man einfach nur ein korruptes Weichei ist, dass die PR-Bilanz verbessert? Fragen wie diese sollten längstens einmal gestellt werden. Doch die Szene in Österreich ist klein, und man stößt ja nicht die Hand zurück, die einen so großzügig füttert.



Alexandra Riegler

Kamma nix machen



Die Häufung von Skandalen, das dreiste Vorgehen der Beteiligten und der lokale Kolorit mancher Episoden, der den Begebenheiten eine unfreiwillige Drolligkeit verpasst, scheinen geradezu typisch für Österreich. Allein ist die Alpenrepublik damit freilich nicht. Provinziell, patschert und selbstherrlich geht es auch anderswo zu. Etwa in South Carolina, wo der Gouverneur sein Handy ein paar Tage lang stilllegt, auf Steuerkosten zu seiner außerehelich Liebsten nach Südamerika reist und den Ausflug als „Wanderung am Appalachian Trail“ deklariert. Einzigartig für Österreich ist allerdings die Reaktion auf Skandale:

die „Kamma eh nix machen“-Politikverdrossenheit. Mark Sanford, der außereheliche Wanderer, wurde zumindest im politischen Aus abgestellt. Als die Obama-Begeisterung vor zwei Jahren nach Europa herüberschwappte, munkelten auch Österreicher, dass man „so einen Obama“ auch gebrauchen könne (die wahlkämpfende und wahlgewinnende Version des US-Präsidenten von 2008 war gemeint). Voraussetzung für politische Mobilmachung ist allerdings die Bereitschaft, sich begeistern zu lassen. Und damit ist es in Österreich nicht weit her. Ebenfalls nicht weit her ist es mit dem Grundverständnis des demokratischen Systems: dass Politiker Dienstleister des Volkes sind. Wer Skandale geradewegs mit Politikverdrossenheit quittiert und für Kontrolle zu träge ist, hat den Sumpf vielleicht einfach verdient.

Christine Wahlmüller

Skandale sind gut



Traurig, aber wahr, und das eigentlich seit Menschengedenken, oder anders gesagt, seit in menschlichen Sozietäten eine gewisse Aufgaben- und Rollenverteilung stattfindet und zumeist einem oder einigen wenigen die Führungsrolle zuteil wird. Wer Macht besitzt, nützt seine Position zum eigenen Vorteil. Manche mehr, manche weniger. Und egal, ob eine Person in der Industrie – Management, Vorstand – oder in der Politik angesiedelt ist. Egal ob Frau oder Mann. Fakt ist: Macht korrumpiert. Ob nun aus einem politischen Machtmissbrauch ein Skandal wird, hängt im modernen Informationszeitalter von den Massenmedien

und in zunehmendem Maß auch von Internet und Web 2.0 ab. Politische Skandale gibt es unterschiedliche, etwa Bereicherung, Vetternwirtschaft, Parteienfinanzierung, Skandale der Machtanmaßung, Sittenskandale und als Spezialität in Deutschland und Österreich Skandale rund um die NS-Vergangenheit, Stichwort Waldheim-Affäre. In jüngster Zeit häufen sich wieder Skandale, ob dubiose Grasser-Verstrickungen, Buwog-Affäre, Haider-Millionen oder die Hypo Alpe-Adria-Affäre. Das Ausmaß an Filz und politischer Verkommenheit erschreckt einerseits und steigert andererseits das Maß an Politikverdrossenheit und das schlechte Politiker-Image. Das Positive an Skandalen: Sie sind das Ergebnis einer funktionierenden öffentlichen Kontrolle der Politik. Und ohne Skandale wäre die Politik eigentlich furchtbar langweilig, oder?



Kommentare der anderen



Foto: privat

Gerhard Rainer

Korrupte Eliten

Autoritäre Staatschefs von Daniel arap Moi in Kenia über Suharto in Indonesien bis zu Marcos auf den Philippinen haben immer zweifelhafte Geldquellen angezapft, um damit ihre Macht zu festigen und daraus ihren persönlichen Vorteil zu ziehen. Sie kooperieren mit Eliten in der „Ersten Welt“, die aus diesen korrupten Beziehungen ihrerseits Extraprofite generieren. So etwa wurde offenkundig, dass Geld, das Jörg Haider von Diktatoren bezogen hat, ebenso zur politischen Profi-

lierung der Geldgeber wie auch zur Finanzierung von Wahlkämpfen und des Lebensstils des Kärntner Ayatollahs verwendet wurde. Skandalös ist dabei nicht nur das selbstherrliche Vorgehen eines einzelnen Politikers, sondern welche politische Kultur dazu führt, einen Selbstbedienungsladen für Politiker und deren „Lobbyisten“ entstehen zu lassen.

Die Politik des „Wegsehens“ mag eine kulturelle Spielart der österreichischen Politik sein, wäre da nicht die institutionelle Unterfütterung dieses Wegsehens.

In einem Bericht des Europarates wurde festgestellt, dass in Österreich auf 100.000 Einwohner 2,6 Staatsanwälte kommen; in Deutschland sind es 6,2. Das Europäische Amt für

Betrugsbekämpfung hat mit Österreich zwar Ämter für Korruptionsbekämpfung etabliert, aber es mangelt an ausgebildetem Personal und an Schwerpunkt-Staatsanwaltschaften. Die „Staatengruppe gegen Korruption“ stellte zwar „einige interessante Maßnahmen gegen Korruption“ fest, merkte aber gleichzeitig an, dass „österreichische Polizei und Staatsanwaltschaft nicht unabhängig genug sind“. Eine Ohrfeige für den Rechtsstaat!

Solange es aber eine Kultur des „Anfütterns“ der Politiker gibt und diese wegen inadäquater Gesetze und Feigenblattbehörden mit Straffreiheit rechnen können, werden sie den Selbstbedienungsladen weiter hemmungslos zum Schaden der österreichischen Bürger (aus)nutzen.

Gerhard Rainer ist Soziologe mit langjähriger Erfahrung im Auslandseinsatz für deutsche entwicklungspolitische Organisationen.

Werner Ernst

Moralische Urteile



Foto: Uni Innsbruck

Es ist heute ein Gemeinplatz, dass Politik der Korrektur durch Moral bedürfe. Diese Auffassung geht davon aus, dass Politik, von Moral allein gelassen, das gesellschaftlich „Gute“, also das Allgemeinwohl verfehlt. Ohne Moral würde sich Politik nur von partikulären Nutzenerwägungen leiten lassen. Deshalb sei es notwendig, an Politik auch moralische Maßstäbe anzulegen, um dem Gemeinwohl zum Durchbruch zu verhelfen.

Doch stimmt es, dass Moral gegenüber der Politik den besseren Maßstab repräsentiert? Das abstrakte „Gesetz“ der Moral besteht aus der Gleich-Setzung aller Menschen. Diese formale Gleichheit führt dazu, dass Menschen, die von dieser Gleichheit abweichen, entsprechend moralisch höher bewertet oder aber abgeurteilt werden. Tatsächlich sind aber nicht die auf diese Weise beurteilten Menschen gut oder böse, sondern die mora-

lische Urteilsform an sich ist böse. Wenn wir hingegen keinen abstrakten Wertmaßstab anlegen, sondern die Tatsache zur Kenntnis nehmen, dass die Menschen vor dem Leben nicht gleich sind, dann sollten wir sie hinsichtlich ihrer Umstände beurteilen und auch noch berücksichtigen, dass sie innerhalb dieser in ihren Entscheidungen frei sind.

Was wir brauchen, ist also eine neue Form von Moral. Diese moralische Alternative nenne ich „Anliebe“. Ich leite diesen Begriff von „Anlieben“ ab und meine den Sachverhalt, dass „wahre“ Liebe immer auch mit Überwindung zu tun hat – nämlich mit Überwindung des Gegenteils, der Unliebe. Es geht dabei um Abmilderung, um Besänftigung der Unliebe. Wenn nun die Anliebe die treibende Kraft des Umgangs mit Mitmenschen wäre, dann bräuchten wir kein getrennt von ihr erstelltes „moralisches Gesetz“ und keine abstrakten „Werte“. Anliebe in gesellschaftlichen Beziehungen ginge schon von der Einheit von Politik und Moral aus.

Werner Ernst ist Politologe an der Universität Innsbruck und Psychoanalytiker. www.uibk.ac.at

Gerhard Scholz

Freie Wahlen



Foto: privat

Die Geschichte liegt zwar schon einige Jährchen zurück, doch wie mir berichtet wird, geht es heute noch genauso zu. Es war Sonntag, und es gab eine Gemeinderatswahl im Bezirk Mödling. Seit eh und je standen meine Eltern auf der Sympathisantenliste einer der beiden großen Proporzparteien. Also war es ja wohl auch vom Herrn Sohn zu erwarten, dass er seine Stimme für diese Partei abgibt. Sicherheitshalber rief schon am Vormittag der Bürgermeister (nämlicher Pateicouleur!) an, ob ich denn nicht von meinem Wahlrecht Gebrauch machen wolle. Für mich als Nachteule und Spätaufsteher noch keine Überlegung wert.

Interessant wurde es, als am frühen Nachmittag mein Nachbar, Gemeinderat der Sie-wissen-schon-Partei, anlätete, um mich im persönlichen Gespräch zu überzeugen, zur Wahl zu gehen und die „richtige“ Stimme abzugeben. Da hatte

ich zwar schon gefrühstückt, trotzdem schlug mir diese Aufdringlichkeit mittelschwer auf den Magen. Ich erklärte ihm, dass ich zwar ein Kind des Parteimilieus sei, aber als überzeugter Freund des Waldes wenn schon, dann die Partei dieser Farbe wählen würde, insofern sei seine Wahlaufforderung für die eigene Partei kontraproduktiv.

Der Hammer kam dann aber so gegen 16 Uhr. Ein „alter Freund der Familie“ tauchte auf, von den Strapazen des Wahltags schon mit etlichen Promille gezeichnet, und machte einen auf emotionalen Schulterchluss: Wir müssten doch zusammenhalten, und ich sollte doch die Bewegung, meine Familie und meine Freunde nicht im Stich lassen. Wutentbrannt raste ich ins Wahllokal und wählte aus purem Ärger und Bestemm die großkoalitionäre Gegnerpartei, was ich auch jeden wissen ließ. Dann suchte ich ein Wirtshaus auf und besoff mich. Seither ist meine Sicht der Dinge nachhaltig davon geprägt, dass mich die Politik berlichingen kann.

Gerhard Scholz ist Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler und freier Journalist.

Letztens trafen wir ...

Toni Innauer: „Ich denke, es tut der Wirtschaft und der Gesellschaft gut, Leute zu kennen, die nicht vor lauter Angst, sie könnten den nächsten Karriereschritt versäumen, immer weitermachen, obwohl sie keinen persönlichen Sinn mehr im Job sehen“, sagt der ehemalige ÖSV-Sportdirektor.

Ein Mann am Puls des Erfolgs

Gerhard Scholz

economy: *Mit Ende März dieses Jahres haben Sie Ihren Job als Sportdirektor beim ÖSV beendet. Auszeit oder Neuorientierung?*

Toni Innauer: Es ist beides. Und es ist auch ein bisschen die Neugier zu schauen, was mit mir passiert, wenn ich aus einer gesicherten Position und aus einem System, in dem ich jahrzehntelang drinnen war, aussteige. Andererseits war es auch ein Nachlassen der Faszination, in dem Getriebe der medialen Öffentlichkeit stehend jährlich immer wieder Erfolge liefern zu müssen. Darum war der Wunsch nach Veränderung da; auch der Wunsch, Beziehungen, Freundschaften und andere Dinge intensiver zu leben. Und natürlich spielt dabei vorrangig auch meine Familie eine große Rolle.

Aber Sie sind ja auch jetzt vielbeschäftigt und halten Vorträge für Manager zum Thema Erfolg.

Ja, über Erfolg in seinen verschiedenen Dimensionen. Ich habe drei Kinder und entsprechende Lebenskosten, deshalb ist es für mich selbstverständlich, dass ich arbeiten und Geld verdienen muss. Manchmal fragen mich Leute, wie es denn jetzt in der Pension sei, aber meist ist es so, dass nach wie vor ich mehr Steuern als der Fragesteller zahle. Ich bin gerne aktives Mitglied dieser Gesellschaft und liefere meinen Beitrag ab.

Und was genau erzählen Sie den Zuhörern bei Ihren Vorträgen?

Das Schlagwort „Change“, Veränderung, spielt eine Rolle; das hat auch immer mit Mut zu tun. In unserem Sport sind das Umstellungen auf neue Technologien, Umgehen mit Erfolg und Niederlage oder Teamwork. Vor allem auch die Methoden im mentalen Bereich: Wie



Mehr von Toni Innauer lesen Sie in der Langversion. Foto: Tom Haller

motiviert man sich, wie löst man Motivation in anderen aus, wie kommunizieren wir in einem Expertenteam? Viele solche Themen tauchen da auf – bis ins spezifisch Leistungspsychologische hinein.

Was kann der Sportler einem Wirtschaftsmanager vermitteln?

Der Sportler als Virtuose repräsentiert das System als Star nach außen. Er soll das zeigen, was die Trainingstheoretiker, Mediziner und Psychologen mit ihm erarbeiten. Es ist hochinteressant zu beobachten, welche Leistungsfähigkeit ein begabter Mensch in einem besonderen Förderungssystem entwickeln kann. Es lohnt sich für Manager wahrzunehmen, wie wichtig bei so einem Sportler Regeneration, Auszeiten, wirkliches Loslassen und das Aufladen der Batterie sind, und dass Spitzenleistungen ohne das Kultivieren dieser passiven Phasen unmöglich sind.

Wie wichtig ist dabei für einen Einzelsportler das Umfeld des Teams?

Es ist auch für einen Einzelsportler so, dass ein gutes System, ein gutes Team, in dem er sich wohlfühlt, enorm entlastend sein kann, und dass er aus der Unterstützung durch das Team einen merkbareren Kraftzuwachs erhalten kann. Das kann man mit jedem Frontman in der Wirtschaft vergleichen, und so kann auch die Wirtschaft vom Sport lernen – wie wichtig zum Beispiel perfekte Organisation, Loyalität, mentale Einstellung, Visualisierung der Ziele und so weiter sind.

Sie haben ein neues Buch, „Am Puls des Erfolgs“, herausgebracht und überarbeiten gerade Ihren Erstling „Der kritische Punkt“.

„Der kritische Punkt“, ein Buch, das ich gemeinsam mit Christian Seiler vor fast 20 Jahren geschrieben habe, war damals ein toller Erfolg. Es wurde zum Prototyp einer neuen Art von Sportbiografie und auch zu einem Bestseller, ist aber seit langer Zeit vergriffen. Deshalb haben wir gesagt, wir legen das erste Buch für jene Menschen, die

durch das aktuelle Buch neugierig geworden sind, wieder auf. Es wird im Herbst in einer kleinen Auflage frisch erscheinen.

Denken Sie auch daran, das Thema „Wirtschaft und Spitzensport“ in Buchform zu behandeln?

Nein, das nicht, aber auch im alten Buch waren schon einige so genannte Gebrauchsanleitungen – aus dem Sport abgeleitete Tipps für den Alltag – drinnen, und wir werden bei der Neuauflage noch einige ganz besondere dazugeben. Das sind erprobte Instrumente, die auch im Berufsleben greifen. Ob Sport oder Wirtschaft: Wir alle sind Menschen mit Emotionen, Intellekt und Körper – und dort setze ich mit den Gebrauchsanleitungen an.

Geben Sie den Managern auch die Idee mit, eine Auszeit aus dem Leben im Getriebe zu nehmen?

Nicht explizit, aber ich bin ja nicht der Einzige, der sich verändert. Ich denke, es tut der Wirtschaft und der Gesellschaft gut, Leute zu kennen, die nicht vor lauter Angst, sie könnten den nächsten Karriereschritt versäumen, immer weitermachen, obwohl sie keinen persönlichen Sinn mehr im Job sehen. Ich halte es für wichtig, mehr Lebens- und Beziehungsqualität zu erfahren. Und das in jeder Hinsicht: mehr Beziehung zu sich selbst, Beziehung zu seinen engsten Mitmenschen, Beziehung zur Natur und allem, was zu einem erfüllten Leben dazugehört. All das sollte man nicht aus dem Blick verlieren. Das ist schon ein Thema, das ich mit meinem eigenen Beispiel zumindest indirekt als Botschaft vermittele.

Die Langversion ...

... des Interviews finden Sie auf:

www.economy.at



Offener Brief
an unsere Kunden

Klagenfurt, im September 2010

AUS QENTA WIRD WIRECARD CEE

Sehr geehrte Kunden, Partner und Freunde
der QENTA Paymentsolutions Beratungs und Informations GmbH,

QENTA, Österreichs marktführender Payment-Service-Provider (PSP), ist
schon länger Teil des Wirecard-Konzerns. Jetzt manifestieren wir diese
Zugehörigkeit auch im Unternehmensnamen und firmieren ab sofort unter
der Bezeichnung Wirecard Central Eastern Europe (Wirecard CEE).

Für Sie als Kunden und Partner der QENTA ändert sich nichts:
Es erwarten Sie das gleiche Team, dasselbe Engagement und
das bekannte Servicekonzept.

Falls Sie Fragen zur Umfirmierung haben:
schriftlich an mich umfirmierung@wirecard.at
oder per **Telefon +43 (0)316 / 81 36 81-40**

Ich freue mich auf eine erfolgreiche Zusammenarbeit,



Roland Toch
Geschäftsführer Wirecard CEE

PS: Unsere Telefon-Nummern bleiben gleich. Die „alten“ E-Mail-Adressen sind weiterhin gültig
und die „neuen“ E-Mail-Adressen sehen wie folgt aus: Vorname.Nachname@wirecard.at

Wirecard CEE | Primoschgasse 3 | 9020 Klagenfurt | Austria
Tel.: +43 (0)316 / 81 36 81-0 | Fax: +43 (0)316 / 81 36 81-20
umfirmierung@wirecard.at | www.wirecard.at

Warum sich mit Themen beschäftigen, die zuviel Ihrer wertvollen Zeit kosten? Wenden Sie sich gleich an den Spezialisten: Kapsch BusinessCom ist Marktführer im Bereich IT- und Kommunikationslösungen für Unternehmen jeder Größe und kennt daher sämtliche Anforderungen dieses Umfeldes. Von der Netzwerkarchitektur über moderne Sprach- und Datenlösungen bis zu umfassenden Sicherheitssystemen. Wenn Sie mehr über Kapsch wissen wollen, besuchen Sie uns unter | www.kapschbusiness.com

kapsch >>>
always one step ahead

Überlassen Sie uns ruhig Ihre IT.
Denken Sie lieber an etwas Schönes.



>>> Kapsch BusinessCom